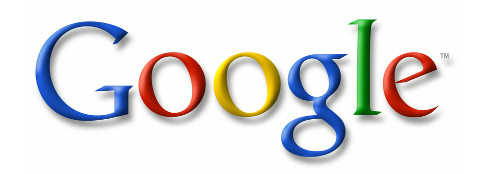




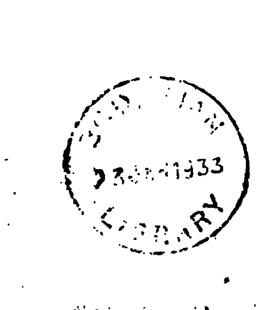
[illegible]

Dänisches Journal.



Des Ersten Bandes Drittes Stück.

Kopenhagen, Odensee und Leipzig,
Verlegts Gabriel Christ. Rothens Wittwe und Proft,
privilegirte Universitäts-Buchhandlung.
1768.





I.

Physisk og Oeconomisk Beskrivelse over Fogderiet *Söndmör*. Anden Part.

D. i.

Physische und ökonomische Beschreibung der Vogtey Söndmör in dem Stifte Bergen in Norwegen.

Zweyter Theil, gedruckt in Soroe, 509 Seiten in 4to.

Der geschickte und ruhmwürdige Herr Pastor Ström hat in seiner Beschreibung von Söndmör so viele merkwürdige Sachen, und noch dazu in einer sehr fruchtbaren Kürze zusammen getragen, daß wir in der Anzeige dieses vortreflichen Werks in dem vorigen Stücke bey dem ersten Theile stehen bleiben, und die Anzeige des zweyten Bandes bis in dieses Stück aussetzen mußten. Wir haben denselben mit eben dem Vergnügen genau durchgelesen,

lesen, das wir bey der Durchlesung des ersten Theils genossen, und können daher unsre Anzeigen, oder vielmehr, wir müssen es dismal gestehen, unsre ziemlich weitläuftige Auszüge aus diesem Theile mit eben dem Vergnügen fortsetzen, mit welchem wir von jenem geredet haben. Zwar enthält dieser Theil nicht mehr solche allgemeine lehrreiche Nachrichten, wie im ersten Theil vorkommen, und der Herr Verf. ist so bescheiden, daß er selbst fürchtet, zu weitläuftig zu scheinen, und wohl gar ins magre und nicht viel bedeutende zu fallen. Aber wir können es eben nicht sagen, denn eine topographische Beschreibung muß genau seyn, wenn sie deutlich und vollständig seyn soll, und folglich auch das, was klein zu seyn scheinet, mitnehmen. Er hat es in seiner Beschreibung mit einem Lande zu thun, worin, wie er selbst bemerkt, die Natur fast alles ausmachet, und worin wenig oder nichts von dem Künstlichen zu finden ist, welches sonst in den Beschreibungen andrer Länder den grössesten Raum einnimmt. Er vergleichet einen Erdbeschreiber mit einem Mahler, sie müssen beyde der Natur folgen, und suchen auch die kleinsten und feinsten Züge auszudrucken. Aber wie viel kommt hierin auf die Geschicklichkeit des Mahlers an? Und wie vieles wird zu einem guten Erdbeschreiber erfodert? Er muß mit einer sorgfältigen Aufmerksamkeit und mit einer genauen Beobachtung seiner Vorwürfe eine richtige allgemeine Kenntniß, eine zweckmäßige Brauchbarkeit und einen guten Geschmack zu verbinden wissen. Herr Ström ist

ein solcher Erdbeschreiber, der alles Merkwürdige mitnimmt und doch nichts unrichtiges saget, den man verstehen kann, den man mit Nutzen und zugleich mit Vergnügen lieset.

Dieser zweyte Theil enthält also die specielle topographische Beschreibung der Vogtey Söndmör, und ist in eben so viele Kapitel eingetheilet, als Kirchspiele in derselben sind, nämlich in zehne. Wir können uns in der Anzeige derselben natürlicher Weise kürzer fassen, als bey dem ersten Theile.

Das erste Kapitel handelt von dem Kirchspiele Haram. Es bestehet aus den beyden Gemeinen Haram und Vigren, welche 1702 von Borgund getrennet und mit einem eignen Prediger sind versehen worden. Es bestehet fast ganz aus Inseln, und zwar aus dem nordlichen Theile derselben, welche Nord-Oeerne heissen. Sie liegen ohngefehr eine Meile von dem festen Lande hinaus an der See, und haben also alle die Vortheile und Beschwerlichkeiten, welche ein angränzendes Meer mit sich führet. Die Inseln selbst aber liegen ziemlich nahe beysammen, und sind überhaupt angenehm und dabey fruchtbar, besonders an Gerste und Haber, wovon die Einwohner so viel haben als sie selbst bedürfen, und in guten Jahren auch wohl andern etwas abgeben können. Die Erdart ist gut und wird von der Seeluft hinlänglich befeuchtet, aber auch von den Einwohnern gut bedünget, und zwar nicht allein mit Mist, sondern auch mit allerley Arten Seegras. Ihr Fleiß wird

ihnen so gut belohnet, daß sie ordentlich von einer Tonne Gerste 18 bis 20 Tonnen erndten können, und vom Haber eine siebenfältige Frucht. Die Grasung fällt auch sehr gut, so, daß sie ihr Vieh nicht brauchen mit Beschwerde im Sommer anderswohin zu setzen, sondern dasselbe bey sich behalten können. Die wilden Ziegen, deren wir bey dem ersten Theile gedacht haben, finden sich hier häufig. Dagegen ist die Schaafzucht nur mäßig, welches man der feuchten Seeluft und dem ungesunden Gras auf den feuchten Feldern zuschreibet. Doch meynet der Herr Verfasser, daß sie zum Vortheil der Einwohner wohl könnte verbessert werden, wenn die Schaafe besser gewartet und die Sümpfe ausgetrocknet würden. Weil das Feld an den meisten Orten eben ist, so können die Einwohner hier statt der Schlitten, deren wir sonst gedacht haben, Wagen oder Karren brauchen. Da die Fischereyen die größte Herrlichkeit dieser Inseln ausmachen, so haben die Höfe nicht überflüßig Land und Vieh. Es könnten aber gern noch mehrere Plätze aufgenommen und bebauet werden. In dem ganzen Kirchspiele trift man kein Holz an. Aber daß daran vormals kein Mangel gewesen, kann man an den Wurzeln sehen, welche man bisweilen ein paar Ellen tief in der Erden liegen findet. Jetzt wird lauter Torf gebrannt, welcher hier häufig und gut fällt. An Seevögeln ist hier ein großer Ueberfluß, aber die Einwohner machen sie sich wenig zu Nutze. Raubthiere giebt es hier nicht, wohl aber Raubvögel. Die Fischerey ma-

chet das Hauptgewerbe der Einwohner aus, von deſſen Einrichtung und Betrieb Herr Ström hier eine kurze Nachricht mittheilet. Die Einwohner werden als verſtändige, artige und gutthätige Leute gerühmet. Sie haben ein gutes Anſehen und ſind zum Seeweſen vorzüglich geſchickt. Sie ſind nicht nur fleißig, ſondern auch aufmerkſam, ſich alles zu Nutze zu machen, und wenn der Vortheil auch nur klein wäre. Dahin wird unter andern gerechnet, daß ſie das Salz ſorgfältig ſammlen, welches von der Sonnenhitze in den Klippen an dem Strande gewirket wird, ſo, daß ſie größtentheils des fremden Küchenſalzes entbehren können. Die Weiber ſind nicht weniger emſig als die Männer; denn wie dieſe auf der See liegen, ſo müſſen jene das Landweſen treiben. Folglich iſt hier ein guter Wohlſtand. Und dieſer wird durch eine nüchterne und reinliche Lebensart noch mehr unterhalten und befeſtiget. Der größte Mangel iſt der Mangel an den benöthigten Dienſtleuten, weil ſie deren zu ihrem weitläuftigen See- und Landweſen viele brauchen. Im Jahr 1759 beſtand dieſes Kirchſpiel in beyden Gemeinen, auſſer dem Hauſe des Predigers, aus 1188 Seelen, und unter denſelben die Zahl der Communikanten aus 678.

Nach dieſen allgemeinen Anmerkungen beſchreibet der Herr Verf. beyde Gemeinen etwas genauer, und handelt alſo S. 15-34. in dem erſten Artikel von der Gemeine Haram. Die zu derſelben gehörige Inſeln ſind 1) Haroe, eine Meile lang und eine halbe breit; 2) Fiertoft, von gleicher Größe,

Streit am heftigsten war, geschah von dem Felsen herab bis in das Seegestade über die streitige Gegend ein starker Schnee und Steinbruch, und machte die Gränzscheidung so wohl abgemessen, daß beyde Parteien damit zufrieden seyn konnten. Wo der Predigerhof liegt, soll in alten Zeiten eine Handelstadt gewesen seyn. Die Kirche ist eine der grössesten und schönsten im Lande. In dieser Gegend liegt ein Skottebierg und ein Tydskholm, jener hat unstreitig von Schottländern, und dieser von den Deutschen, entweder Anbauern oder Kaufleuten den Namen. In Breevüg hat der Herr Verf. eine besondre Art Kalkstein gefunden, dergleichen der Herr von Linne auf Oeland angetroffen hat. Die zu diesem Distrikt gehörende Inseln sind 1) Valderoe, die von einem daselbst begrabenen König Valder den Namen führet. 2) Hellingsoe, welche 1¼ Meile lang, aber nur ¼ Meile breit ist. 3) Nörvöe. Die Meerenge zwischen derselben und dem festen Lande heißet Nörvesund, und ohne Zweifel ist davon der Name genommen, welchen die alten Normänner der spanischen Meerenge bey Gibraltar beygeleget haben, da sie dieselbe Nörvasund geheißen. Denn der erste Normann, der die Straße besegelt hat, nämlich Skafte Ogmundsen, hat in dieser Nachbarschaft gewohnet. In diesem Sunde ist auch ein doppelter einander entgegenlaufender Strom. 4) Hessoe, eine Meile im Umkreiß, wo der Fisch, Springern oder Orca genannt, daraus ein guter *Trahn bereitet* wird, mit einem Netze gefangen

kann. Diese Berge enthalten vielen schwarzen Schieferstein, mit welchem die Bauern ihre Häuser als mit Bretern bekleiden.

Der andre Artikel dieses Kapitels beschreibet von S. 35-48. die Gemeine Vigren, die ein Annex, wie wir es nennen, oder wie man in Deutschland redet, ein Filial von Haram ist. Sie bestehet nur aus einer einzigen Insel, welche eigentlich Vigeroe heißet, wegen der vielen Vigen und Buchten, welche die See in das Land hinein machet. Diese ist nur eine Meile lang und eine halbe breit. Aber sie ist, wenn man die Berge ausnimmt, eben, angenehm und sehr fruchtbar. Indessen hat erst vor 40 Jahren ein Bauer, mit Namen Roald, den Ackerbau zu treiben angefangen, und sein Exempel hat seitdem aus armen Fischern reiche Bauern gemacht. Denn es sind schon 60 Bauerhöfe angeleget, und ausser diesen sind noch 10 Hausleute ansässig, und gleichwohl glaubt der Herr Verf. daß die Insel noch mehrere ernähren könnte. Hiezu kommt die schöne Fischerey, welche die gute Lage der Insel verschaffet. Auf dieser Insel, und besonders auf dem Hofe Roald, hat der berühmte Ganger-Rolf, den unsre Leser aus dem ersten Theile noch kennen werden, gewohnet, und von dannen seinen Zug nach Frankreich genommen. Hier sind auch viele alte Grabmähler, und unter denselben eins, worunter ein König, mit Namen Roe, liegen soll, wovon der Hof dann seinen Namen bekommen. Zuletzt folget ein genaues Verzeichniß über beyde Gemeinen, von den

kannt, und hat verschiedene berühmte adeliche Besitzer gehabt, bis sie wieder unter die Krone gekommen, und ohnerachtet sie wieder bald verschenket, bald verpfändet und bald verkauft ist, so ist sie doch mit königlichen Abgaben beleget worden. Die verfallene kleine Kirche, welche eigentlich eine adeliche Kapelle gewesen zu seyn scheinet, und unter die ältesten Kirchen dieser Probstey gehöret, ist 1756 wieder in brauchbaren Stand gesetzet worden, nachdem man bey 30 Jahren darin keinen Gottesdienst hat halten können. Aber Gidske Kloster, welches für ein Augustinerkloster der Jungfrau Maria zu Ehren gehalten wird, ist ganz verlohren. Hier finden wir eine Anmerkung, daraus wir sehen, daß der Herr Verf. der Meynung beytritt und mit den Erfahrungen der Fischer bestätiget, daß das Seewasser abnimmt.

Der zweyte Artikel von S. 122-135. beschreibet die erste Annex oder Filialgemeine Vatne. Sie ist die kleinste und fasset 108 angesessene Familien, die Landbau haben. Sie bestehet theils aus Inseln und gehöret theils und zwar größtentheils zu dem festen Lande. Der Kornbau und die Fischerey fallen hie beyde gut. Von S. 135-150. handelt der dritte Artikel von der andern Annexgemeine Skoue, welche vermuthlich von den Hölzungen, die hier vormals stark gewesen und zum Theil noch gut sind, den Namen bekommen. Sie ist grösser als die vorige. Der Holzhandel machet den beträchtlichsten Theil der Nahrungsmittel aus. Der Kornbau ist nur mäßig, und weil

keine

keine Fiſche in der Nähe in Menge vorkommen, ſo ſuchen die Einwohner die entfernte Dorſchfiſcherey in Borgenſund. Auf die ſpecielle Beſchreibung dieſer beyden Annexen dürfen wir uns nicht weiter einlaſſen. Nur wollen wir aus dem letzten Artikel einer kleinen ſchwimmenden Inſel oder Holms gedenken, welche ganz loß und weich, aber doch ſo groß iſt, daß ſie ein paar Perſonen tragen kann. Der Vogel Lomen bauet auf derſelben ſeine Neſter im Sommer. Bey den am Ende beygefügten genauen Tabellen müſſen wir noch anmerken, daß ſich bey denſelben aus einem alten Dokumente ein Verzeichniß findet von allen Höfen in Norwegen, welche vormals zu dem Gute Gidſkoe gehöret haben.

Das dritte Kapitel handelt S. 169 - 201. von dem Kirchſpiel Oerſkoug. Es war vormals das gröſſeſte Kirchſpiel, und beſtand aus 4 Gemeinen, indem die beyden, in dem 4ten Kapitel folgende Gemeinen mit dazu gehöret haben, die aber ſeit 1759 davon ſind getrennet worden. Dieſes Kirchſpiel beſtehet, eine einzige kleine Inſel ausgenommen, aus feſtem Lande, doch wird es durch die Bucht Storfiorden in zwey递Haupttheile getheilet. Die Hauptgemeine iſt zwar gröſſer im Umfange, aber nicht ſo fruchtbar und volkreich, als die Annexgemeine; denn in dem Jahr 1758 beſtand jene nur aus 882, dieſe aber aus 1152 Seelen. Der Ackerbau in dieſem Kirchſpiele iſt mittelmäßig, die Vieh- und ſonderlich Schaafzucht gut, und die Fiſcherey das beſte Nahrungsmittel. Der

erste Artikel dieses Kapitels handelt von der Hauptgemeine Oerskoug. Ein Berg in Solnördal giebt sehr viele Spuren, daß er eisenhaltig sey, und man brauchet die Eisenerde mit sehr gutem Erfolg schwarz zu färben. Der Solnör-Elv ist sehr reich an Perlenmuscheln, doch hat der Herr Verf. keine Perlen gefunden, die sonderlich beträchtlich gewesen. Auf einem steilen und hohen Felsen Abelsæt steht noch einer und zwar der letzte von den so genannten Vetter oder Bavner, das sind aufgerichtete Thürmer oder Pyramiden von Bäumen, welche bey einem feindlichen Einfall als ein Kriegssignal und Warnung der Einwohner in Brand gesteckt wurden. Diese Einrichtung soll sich von des Königs Hagen Adelsteens Zeiten herschreiben. Seit dem letzten schwedischen Kriege, darin sie alle bis auf jenen weggebrannt sind, sind keine wieder aufgeführet worden. Der andre Artikel beschreibet die Annexgemeine Sökelven. Sie ist klein, aber volkreich und machet eine der angenehmsten und fruchtbarsten Gegenden in ganz Söndmör aus, daher wird sie das kleine Dänemark genennet, doch rühret dieser Name ohne Zweifel von den dänischen Einwohnern her, die sich hier mehrmals häußlich niedergelassen haben. Auf die Verbesserung des Ackers und des Ackerbaues wird hier viel Fleiß gewendet. Hölzung aber giebt es bloß von Birkenbäumen. Die Fischerey, besonders an Dorschen und Queiten, ist sehr ergiebig, und es giebt hier gar guten Lachsfang. Daher die Leute in dieser Gemeine überhaupt genommen, wohlhabend sind.

Das

Das vierte Kapitel von S. 201-232. betrift das Kirchspiel Strand. Es bestehet aus den beyden Gemeinen Strand und Stordalen, welche bis 1759, wie vor gedacht Annexen von Orskoug waren, aber in gedachten Jahren davon getrennet sind und seitdem ihren eigenen Prediger haben. Sie liegen beyde auf dem festen Lande, und der Strom Storfiord scheidet sie von einander, und zwar liegt die erste an der westlichen und die andre an der östlichen Seite. So weit diese beyde Gemeinen sich erstrecken, heißet dieser Fiord eigentlich Stordalsfiord, und ist hier sehr tief, folglich die Berge hoch und der Strand auf beyden Seiten schmal und steil, besonders an der östlichen Seite, wo er zum Theil unwohnbar ist. Dahingegen sind die Thäler weitläuftiger, welche daher das beste und wichtigste Theil dieses Kirchspiels ausmachen. Da dasselbe mitten im Lande liegt, so ist es weder der Seekälte noch der Sommerhitze zu sehr ausgesetzet, und ist daher das fruchtbarste und kornreichste im ganzen Lande. Zwar wird nur wenig Rocken gesäet, aber desto mehr Gerste und Haber, und zwar auch zum Verkauf. Eben so verhält es sich mit der Viehzucht. Auch findet sich hier ein guter Holzhandel. Vorher ließen sich die Einwohner zur Fischerey in Borgesund, besonders im Frühjahre, mieten, aber jetzt nehmen sie selber Theil daran. Dieses Kirchspiel ist also wohlhabend, ob gleich nicht das zahlreichste, denn die erste Gemeine bestand 1758 aus 973, und die andere aus 537 Seelen. In der ersten Gemeine

riß sich in Rommerfield 1731 ein großer Fels von dem übrigen Theil loß, ohngefehr 100 Faden lang und 60 hoch, und fiel in den Fiord, er bedeckte einen Hof, tödtete 17 Menschen und verursachte eine gewaltige schädliche Ueberschwemmung. Der Fiord aber ist so tief, daß man in demselben deshalb keine Veränderung merket. Bey dem bekannten Erdbeben 1755 merkte man bey Stordalsholm die Seebewegung so stark, als sonst nirgends, indem das Wasser bey stillem Wetter und der höchsten Ebbezeit 5 Faden hoch stieg, in einer Viertelstunde dreymal hervor drang und dreymal zurück fiel, und zwar mit der grössesten Heftigkeit, doch ohne einigen Schaden anzurichten. In der letzten Gemeine findet sich der gewölbte oder bedeckte Weg durch den Felsen, durch welchen ein Strom fließet, und welcher von dem sel. Pontoppidan selbst ist besuchet und in seiner natürlichen Historie von Norwegen in dem ersten Theile umständlich als ein rechtes Kunststück der Natur beschrieben worden, dessen Beschreibung Herr Ström anführet, da er diese sonderbare große Höhle, welche Lümur heißet, selbst zu sehen noch keine Gelegenheit gehabt.

In dem fünften Kapitel von 233-299. gehet der Herr Verf. zu dem Kirchspiel Nordal fort. Es besteht aus den beyden Gemeinen Nordalen und Syndelven, und gehörete im vorigen Jahrhundert als eine residirende Kapellaney unter Oerskoug, und ohnerachtet es seit dem davon getrennet und ein eigenes unabhängiges Kirchspiel geworden ist,

ſo führet der Prediger dennoch nur den Namen eines reſidirenden Kapellans. Dieſes Kirchſpiel liegt am tiefſten im Lande hinein gegen Oſten, iſt von einer ſehr weitläuftigen Strecke und gränzet am Ende an das ſehr hohe und lange Gebürge, Lang-Fieldene genannt, welches die Gränze zwiſchen Nordfiord in Bergensſtift, und zwiſchen den beyden andern Stiften Aggershuus und Drontheim machet, welche hier als in einem Mittelpunkte zuſammen ſtoßen. Es liegt an den Fiorden, und beſtehet alſo aus Strand und Thälern, die von den höchſten und ſteileſten Felſen umſchloſſen ſind, zwiſchen welchen die Häuſer angeleget ſind, und oft ſtehen ſie ganz oben auf dem Rücken derſelben ſo hoch, daß man ſie kaum ſehen kann, wenn man vorbey ſegelt, daher ſind die Aufgänge zu denſelben höchſt beſchwerlich und gefährlich. Es entſtehen hier auch bisweilen große Stein und Schneefälle, wie auch heftige Sturmwinde. Wenn man die Beſchreibung dieſer ſonderbaren Situation lieſet, ſo ſollte man kaum glauben, daß es Bewohner finden ſollte, und es iſt daher nicht zu verwundern, wenn es nach ſeiner weiten Strecke nicht ſo ſtark bewohnet iſt, als die andern Kirchſpiele. Indeſſen verſichert Herr Ström, daß kein guter Flecken zu finden iſt, der nicht bewohnet und bearbeitet wird, und daß die Einwohner wohl ſo gut ſtehen als ihre Nachbarn. Denn ihre Abgaben ſind geringer, und was ihnen an Korn und andern Herrlichkeiten abgehet, das erſetzet die Viehzucht und der davon abhangende Handel reichlich.

Die Situation machet, daß es nicht viel tüchtiges Kornland giebt, aber überdem verursachet die große Kälte auf den Felsen und die starke Hitze zwischen denselben sehr oft Mißwachs. Hier wässert man auch den Acker. Das Korn fällt zwar weder groß noch häufig, aber desto kernreicher, so, daß das Gerstenmehl weder an Geschmack noch Ansehen dem Weitzenmehl nachgiebt. Ohnerachtet der vielen steilen und kahlen Felsen giebt es doch manche Holzungen und in denselben viele wilde Thiere, von welchen die Einwohner einen guten Nutzen ziehen. In den Buchten haben sie viele Gelegenheit zu einer guten Fischerey, und sie nehmen auch jetzt an den obgedachten großen Fischereyen in Borgesund Theil. Der Herr Verf. rühmet die Einwohner nicht nur als starke und wohlgewachsene Leute, die der Bildung und Kleidung nach als die schönsten der ganzen Vogtey anzusehen sind; sondern er rühmet auch ihre Arbeitsamkeit und ihre Geschicklichkeit zu allerley und selbst künstlichen Handarbeiten. Wie sie besonders sich in allerley Schmiedearbeit hervor thun, so hat man auch hier eine Erfindung, die Blasbälge, Schleifsteine und andre Maschienen vom Wasser treiben zu lassen. Sie sammlen viele Kräuter mit großem Fleiß, um aus denselben allerley und besonders rothe Farben zu den leinenen und wollenen Sachen, die die Frauenspersonen selber weben, zu ziehen. So gar ist die Musik ihre Uebung und Vergnügen, wodurch sie ihre einsame Stunden, deren sie hier mehr als in den andern Kirchspielen haben, zu vertreiben suchen. Die

Mägd-

Mägdchens spielen eben so hurtig als die Mannspersonen. Die Violine und Harfe sind die gewöhnlichsten Instrumente, sie brauchen aber auch häufig ein Nationalinstrument, Langspill genannt, es ist viereckigt, mehr länglicht als breit, oben mit messingenen Strengen belegt, unten aber offen. Die reine Luft, darin sie leben, und die gesunde Nahrung, machen, daß sie sehr gesund und stark sind, und folglich auch alt werden. Ohnerachtet dieses Kirchspiel sowohl für den Prediger, als für die Gemeinen viele Beschwerlichkeiten hat, so ist es dennoch eins der zahlreichesten in Söndmör, denn im Jahr 1757 bestand es aus 2382 Seelen.

Nach den allgemeinen Betrachtungen begiebt sich der Herr Verf. zur genauern Beschreibung dieses Kirchspiels, welche eigentlich chorographisch und topographisch ist, und zwar so genau, daß einem bey der vortreflichen Gabe des Herrn Ströms nicht anders zu Muthe ist, als wenn man die Gegend in seiner Gesellschaft durchreisete und besähe. In dem ersten Artikel wird von der Hauptgemeine Nordal gehandelt und dieselbe in vier Haupttheile getheilet, nämlich in Nordals-Fiord, Dals-Bygd, Valdal und Ta-Fiord. Es werden nicht nur diese See- oder Thalgegenden, sondern auch die an oder in denselben liegende merkwürdigsten Höfe genau beschrieben. Valdal ist in der ältern Historie merkwürdig wegen der Flucht, die der König Olaus der Heilige durch diese Gegend nahm, als er sein Reich verlassen

mußte, und daher führet der Herr Verf. die Oerter an, welche in dieser Geschichte vorkommen. Der andre Artikel beschreibet die Annexgemeine Syndelven, welche noch weiter ins Land an die Lang-Fieldene hineingehet, als Nordal, und folglich auch in Absicht der vorgedachten und beschwerlichen Situationen zunimmt. Sie wird nach dreyen merkwürdigen Gegenden oder Abtheilungen, nämlich Syndelvs-Fiord, Nebbe-Dal und Syndelvs-Dal beschrieben. Hier treibet man den Hopfen- und Gartenbau mit gutem Nutzen. An Syndelvs-Fiord ist ein Platz, der Præste-Fond heißet, weil der damalige Prediger Harboe 1701 am ersten Pfingsttage, als er nach der Kirche hier vorbey segelte, von einem niederstürzenden Schneehaufen bedecket und seines Lebens beraubet ward. Wie es in der Gemeine Nordal eine kleine Kapelle bey dem Hofe Dövingen giebt, zum Dienst der alten und schwächlichen Personen, welche die Kirche nicht besuchen können, so findet sich auch in der Gemeine Syndelven eine Kapelle, welche Geranger heißet, doch sehen die meisten dieselbe als eine wirkliche Kirche und separirte Gemeine an, daher wird von derselben auch in dem dritten Artikel besonders gehandelt. Diese Gemeine bestehet theils aus Geranger-Fiord, und theils aus Geranger-Dal, und beyde machen das äusserste Ende dieser Vogtey gegen Opland aus. Hier kommen Gegenden vor, bey deren Beschreibung man erschrickt, wie viel stärker müßte der Schauder werden, von welchem man bey dem wirklichen Anblicke ergriffen werden

müßte,

müßte, z. B. ein steiler Fels ohngefehr 300 Faden hoch, dessen Auswüchse den Reisenden über den Kopf hangen; ferner schmale Fußsteige, die über die tiefsten Abgründe in eisernen Ringen, die in den Felsen befestiget sind, hangen; Klippen, von denen man die Todten nicht herunter tragen kann, sondern in Stricken herablassen muß. Es ist Schade, daß der Herr Verf. von diesen und andern ausserordentlich merkwürdigen Situationen keine Abzeichnungen hat beyfügen können, welches allerdings der Mühe wehrt gewesen wäre. Doch versichert der Herr Verf. daß man keine Ursache hätte, die Bewohner dieser Plätze zu beklagen, indem sie auf denselben so vergnügt leben, als vielleicht andre kaum in ihren bequemlichern Gegenden, und sie verlangen die ihrigen nicht zu verlassen noch zu vertauschen. Was thut nicht die edle Freyheit und die liebe Gewohnheit!

Das sechste Kirchspiel, wovon das sechste Kapitel von S. 299-337. handelt, heist Jörgenfiord, welches Ramus in seiner Beschreibung von Norwegen Hiörnings-fiord, aber unrichtig, nennet, denn es soll von einer Frauensperson Jörond, welche in der Gegend allein dem so genannten schwarzen Tod entgangen ist, den Namen haben, in welchem Fall es eigentlich Jörondfiord heißen sollte, welches auch mit der dortigen Aussprache näher übereinkommt. Es ist in so fern das kleinste Kirchspiel, weil es nur aus einer Gemeine bestehet, welche 1757 aus 1182 Personen bestand. Es liegt an dem Jörgenfiord, welcher von Stor-

fiord südlich ins Land hinein gehet und zwar drey Meilen in einer so geraden Linie, daß man von der Mündung bis ans Ende durchsehen kann, nachher bieget er noch eine halbe Meile westlich herum: folglich bestehet dieses Kirchspiel in dieser Strecke ebenfalls aus lauter Strandplätzen und Thälern, welche mit hohen und steilen Felsen umgeben sind. Der Wind gehet hier wie in den schweitzerischen Thälern beständig, entweder ein oder aus, das heist, entweder nach Norden oder Süden. Da die Strandplätze schmal und steil und kaum den zehnten Theil noch wohnbar sind, so kann auch hier nur wenig Heu und Korn fallen. Indessen wird doch alles aufs beste genutzet. Doch giebt es hin und wieder sehr schöne Sæter Dale zur Grasung, welche unsre Leser aus dem ersten Theile kennen werden, welches der Herr Verf. von den im Sommer schmelzenden häufigen Schneebergen herleitet. Mit den Holzungen und den Fischereyen hat es eben die Bewandniß, wie es in dem vorigen Kapitel von Nordalen angegeben ist. In der genauern Beschreibung dieses Kirchspiels wird dasselbe in 6 Distrikte getheilet, nämlich Jörgenfiord, Bonddal, Norangs-Fiord, Norangs-Dal, Stor-Fiord und Skiaastad-Dal. In dem erstern liegt eine Berghöhle, welche bey gewissen Veränderungen im Wetter Feuer und Rauch, nebst einem starken Knall wie aus einer Kanone von sich giebt, daher man in alten Zeiten diesen Ort als einen Wohnsitz eines bösen Geistes angesehen hat. In dem zweyten fällt eine Art braune Erde oder Ocker,

womit

womit man Leder färbet; eine Art fetter Leim, womit man den Acker mit Vortheil dünget; und eine Art sehr weißer Leim in den Flüssen, womit man die Häuser inwendig anmahlet. Mehr wollen wir von diesem Kirchspiel nicht anführen, gleichwie wir uns bey den folgenden des Raums wegen noch kürzer fassen müssen.

Volden ist das siebende Kirchspiel dieser Vogtey, von welchem das siebende Kapitel handelt. Ohnerachtet zwey andre Gemeinen davon sind getrennet worden, so ist es dennoch eins der grössesten Kirchspiele, indem es auf dem festen Lande eine Strecke von 4 Meilen in der Länge und 2 Meilen in der Breite einnimmt. Es besteht gleichfalls aus Strand und Thalgegenden; aber überhaupt genommen, ist es fruchtbar und volkreich, wie man denn im Jahr 1757 darin 2787 Einwohner zählete. Die Hauptgemeine heist Volden und die Annexgemeine Oersten, von jener handelt der erste, und von dieser der zweyte Artikel besonders. Die Fischerey und die Schiffahrt nach Bergen und Drontheim machet die Hauptnahrung der erstern aus. Die Seebucht oder Fiord, daran diese Gemeine liegt, und welche Volds-Fiord heißet, ist überall ziemlich breit und dabey sehr tief, und besonders wird die Tiefe in der Mündung auf 1000 Faden angegeben, woraus sich auf die Berge und Felsen ein Schluß machen läst. Das Thal, Vüge-Bygd genannt, ist eins der schönsten in ganz Söndmör. In Birke-Dal sollte ein Sumpf liegen, den Ramus und andre Skribenten als merk-

fiord südlich ins Land hinein gehet und zwar drey Meilen in einer so geraden Linie, daß man von der Mündung bis ans Ende durchsehen kann, nachher bieget er noch eine halbe Meile westlich herum: folglich bestehet dieses Kirchspiel in dieser Strecke ebenfalls aus lauter Strandplätzen und Thälern, welche mit hohen und steilen Felsen umgeben sind. Der Wind gehet hier wie in den schweitzerischen Thälern beständig, entweder ein oder aus, das heist, entweder nach Norden oder Süden. Da die Strandplätze schmal und steil und kaum den zehnten Theil noch wohnbar sind, so kann auch hier nur wenig Heu und Korn fallen. Indessen wird doch alles aufs beste genutzet. Doch giebt es hin und wieder sehr schöne Sæter Dale zur Grasung, welche unsre Leser aus dem ersten Theile kennen werden, welches der Herr Verf. von den im Sommer schmelzenden häufigen Schneebergen herleitet. Mit den Holzungen und den Fischereyen hat es eben die Bewandniß, wie es in dem vorigen Kapitel von Nordalen angegeben ist. In der genauern Beschreibung dieses Kirchspiels wird dasselbe in 6 Distrikte getheilet, nämlich Jörgenfiord, Bonddal, Norangs-Fiord, Norangs-Dal, Stor-Fiord und Skiaastad-Dal. In dem erstern liegt eine Berghöhle, welche bey gewissen Veränderungen im Wetter Feuer und Rauch, nebst einem starken Knall wie aus einer Kanone von sich giebt, daher man in alten Zeiten diesen Ort als einen Wohnsitz eines bösen Geistes angesehen hat. In dem zweyten fällt eine Art braune Erde oder Ocker,

womit

stehet aus lauter Inseln, und hat also einen sehr weiten Umfang. Die Einwohner legen sich aus diesem Grunde mehr auf die Fischerey, als auf den Landbau. Ja dieser wird so sehr vernachlässiget, daß viele Höfe ganz verfallen sind und ledig stehen, da doch der Mangel an Getreide den Vortheil der Fischerey wieder wegnimmt. Indessen giebt es hier wieder tüchtige Seeleute. Diese Inseln liegen mehr südlich, aber die Einwohner kommen denen auf den oben beschriebenen nördlichen Inseln an Sittsamkeit, Wohlstand und guter Oekonomie nicht gleich. Selbst in der Seefahrt sind sie nicht so vorsichtig als diese. Es ist an junger Mannschaft und an Dienstleuten Mangel. Indessen bestehen doch alle 3 Gemeinen ungefehr aus 1600 Seelen.

Noch ein paar Worte von dem zehnten Kapitel von S. 474-509. worin das letzte Kirchspiel Vandelve beschrieben wird, wozu ausser der Hauptgemeine dieses Namens noch das Annex Sövde gehöret. Es liegt auf dem festen Lande und gränzet an die Vogtey Nordfiord, und zwar an das so genannte Stat-Land, welches daher hier mitgenommen wird. Die Fischerey ist nur mittelmäßig, dagegen aber der Kornbau und die Viehzucht desto beträchtlicher, welches nicht sowohl einem bessern Boden, sondern vielmehr dem Fleiß und sparsamen Lebensart der Einwohner zuzuschreiben. Beyde Gemeinen machen 994 Seelen aus. In diesem Kirchspiele hat man neulich angefangen Eisenwerke anzulegen, da dieses Stück Landes vol-

ler Erz zu seyn scheint, wie es auch verschiedener Stein- und Erdarten wegen merkwürdig ist.

Wir verlassen einen Schriftsteller, der die Pflichten eines vernünftigen und nützlichen Erdbeschreibers vollkommen erfüllet; der von allen dänischen und norwegischen Patrioten gelesen, von geschickten Normännern nachgefolget, und auch von schweitzerischen, deutschen und englischen Lesern verstanden zu werden verdienet. Und fast vermuthen wir, daß der wackre Herr Verfasser diese Ehre erwarten kann.



II.

Io. Ern. Gunneri Flora Norvegica, observationibus praesertim oeconomicis panosque norvegici locupletata.

Pars prior Nidrosiae 1766, fol. p. 96. Tab. aen. III.

Der Herr Bischoff Gunnerus, unser norwegischer Rajus, hat die Naturgeschichte lieb gewonnen, und so gewiß die Untersuchung der natürlichen Körper, deren Betrachtung einer der Wege ist, welche zur Kenntniß Gottes ihres Schöpfers führen, eine in aller Absicht einem Theologen anständige Beschäfftigung ist, so ist es gewiß auch ein Vortheil für die Naturgeschichte, wenn ein Bischoff über Drontheims Stift sich mit den gehörigen Einsichten auf die Naturgeschichte seines

Spren-

Sprengels leget, denn dieses weitläuftige Stift ist eines derjenigen europäischen Länder, welches an merkwürdigen Produkten aus dem Wasser und vom Lande vorzüglich reich, und durch Untersuchungen bis jetzo nichts weniger als erschöpft ist.

Herr Gunner führet in dieser Flora 314 Gattungen von Kräutern an, die er im Stifte Drontheim bemerket hat, in zufälliger Ordnung, ohne System, mit dem linnäanischen Namen, einigen Synonymen andrer Botanisten, den Namen in der Landessprache, der Norwegischen, auch der Deutschen, Französischen und Englischen, und mit Meldung des Ortes. Hin und wieder sind einige Anmerkungen, die Struktur und Merkmale betreffend, beygefüget, hauptsächlich aber war die Absicht, ökonomische und medicinische Anmerkungen vorzutragen, deren einige wir auszeichnen wollen. Verschiedene Farrenkräuter, besonders die ansehnlichen Osmunda Struthiopteris und Polypodium Filix mas, N. 1. 4. werden mit Vortheil zum Futter des Viehes angewendet, und können im Fall der Noth, auf den in jenen für den Getreydebau mißlichen Gegenden oft gedacht werden muß, selbst den Menschen zur Speise dienen, so wie auch 8 Cucubalus Behen und 9 Polygonum viviparum. Das Dekoct vom Holze, Blättern und Blumen der 11 Hippophäe rhamnoides brauchen einige Landleute statt der in Apotheken gewöhnlichen Holzkräuter, mit gutem Erfolge, wie es heißt. Aus alten ißländischen Jahrbüchern sieht man, daß aus 12 Empetrum nigrum Wein

gemacht,

gemacht, und dieser Wein selbst zum heil. Abendmahl gebraucht worden. Die Anpflanzung der 17 Pulmonarie maritima in Strandgegenden zu Futter für Vieh, wird angerathen. Die Rinde des 21 Daphne mezereum legen einige Landleute äußerlich bey der Gicht auf. Die Wurzeln der 42 Cicuta virosa werden zu Futter für Ziegen gesammlet, auch sind sie eine Hauptarzney für die Schweine, und äußerlich gegen die Gicht aufgelegt, brauchen die Bauren sie an sich selbst. Die Wurzeln des 51 Epilobii angusti folii geben eine gute Speise, auch Brod. Das Dekoct der 67 Linnaea borealis wird in Drontheim mit Nutzen im Scharlachfieber gebraucht. 70 Stachys Sylvatica wird von den Kühen sehr gesucht, bekömmt ihnen auch wohl. Von Johannsbeeren 94 Ribes nigrum macht man zu Christiania Wein und Eßig. Gentiana purpurea 97 wird statt der G. lutea, die in Norwegen nicht wächst, mit gleich gutem Nutzen gebraucht. Mit den Wurzeln des 104 Galii borealis wird Wolle roth gefärbt. Die vorgegebene schädliche Wirkung des 136 Antherici ossifragi wird auch hier geläugnet, vielmehr versichert, daß das Rindvieh es gerne fresse. Das Dekoct der 152 Tamanix germanica wird gegen die Krätze gebraucht. Die Blätter und Blumen der Mayenblumen 179 Convallaria majalis werden als ein Nießpulver und die Blätter gelb zu färben gebraucht. Plantago maritima 198 wird an verschiedenen Orten in Suppen wie Kohl gekocht, wie auch in den holsteinischen Marschen gewöhnlich ist.

Mit

Mit Sphagno palustri 203 könnten Blutigel gefüttert werden. Lycopodium selago 205. mit Bier abgekocht, wird innerlich bey Rothlauf und Grind gebraucht.

Auf den drey Kupferplatten werden vorgestellet, auf Tab I. Osmunda struthiopteris und Filix mas; auf Tab. II. Cicuta virosa; auf Tab. III. Fucus hyperboreus, der noch nicht in Linnæi Spec. pl. aber bey Hudson in seiner Flora anglica n. 41. unter dem Namen F. Digitatus steht.

Herr Gunnerus führet noch andere seltne Fuco's an, als *n. 93. Fucus virgatus*, welcher wohl der Flora Danica t. 355. vorgestellte Fucus aculeatus Lin. Sp. pl. 1632 seyn wird. *N. 310. F. ovinus*, der nach dem Synonymo *F. membranaceus ceranoides varie dissectus Raj*. Syn. 44. 44. Hudsoni und Linn. *F. Ceranoides* wäre, *n. 311. F. Caprinus*, mit dem Synonymo, *F. teres rubens ramosissimus Raj. 51.* und dem zu folge Linnaei *F. confervoides*, n. 22. und Hudsoni *F. purpureus*, n. 22. *n. 312. F. bifurcatus*, den Herr Gunnerus mit dem F. Saccharino nicht verwechselt haben will, und der also neu wäre. *N. 315. F. pinnatus*, ein neuer Fucus, den wir auch aus Jßland haben. Beyläufig zu erinnern, so erhellet aus der Verschiedenheit der angeführten Benennungen einiger Fucorum, daß diese Gattung der Erläuterung in Kupfern wohl bedarf, und ist überhaupt ein Beyspiel, wie unentbehrlich Abbildungen sind, um die Dunkelheiten der Synonymie aufzuheitern. Außerdem sind einige neuerlich bemerkte Einwohner

ner des Nordens von Herr Gunnern angeführt, Polypodium lonchitis, Primula integrifolia, fl. dan. t. 188, wo deren Verfasser meldet, daß sie ihm von Herr Gunnern mitgetheilt worden, Silene armeria, von welcher, wenn sie auch etwan keine ursprünglich einheimische Pflanze seyn sollte, wie sie denn auch in Dänemark und Holstein vermuthlich aus Gärten gekommen, und nun wild geworden ist, dennoch kaum zu erwarten war, daß sie im weiten Norden sich naturalisiren würde.

Wir wissen nicht, ob noch mehr Theile dieser Flora norvegica herauskommen sollen. So sehr wir wünschen, daß der Herr Bischof seine Beobachtungen im Pflanzenreiche sowohl, als im ganzen Naturreiche fortsetzen, und besonders die Lehre vom Nutzen mit fernern Anmerkungen bereichern, auch durch Sammlung der Namen der Kräuter in den Landessprachen derselben Bedeutung bestimmen möchte, ein Umstand, der zu Ausbreitung der so nützlichen Kräuterkenntniß bey einer Nation, von großer Wichtigkeit ist, so wünschen wir doch, daß der Herr B. den folgenden Theilen eine andre Forme geben und mit Voraussetzung der historischen Kenntniß der Kräuter, bloß bey der Anzeige der Oerter, wo die Kräuter gefunden werden, der Namen in der Landessprache und den Bemerkungen von ihrem Nutzen bleiben, alle Synonymen aber und Beschreibungen der Kräuter an diesem Orte weglassen, und ein jedes bloß mit dem linnäanischen Trivialnamen andeuten wollte. Jene specifische Namen und Synonymen sind doch

vor sich nicht hinlänglich, denenjenigen die Kräuter kenntlich zu machen, welche sie noch nicht kennen, da zumal die Kräuter in keiner systematischen, sondern bloß zufälligen Ordnung stehen, und diejenigen, welche sie kennen, haben an dem Trivialnamen genug. Was aber des Herrn Bischoffs Beobachtungen der seltenen Kräuter betrift, so scheinen dieselben eine bequemere Stelle in den Schriften der drontheimischen Gesellschaft zu haben, oder der Herr Bischof könnte sie auch in der auf königlichen Befehl herauskommenden Flora Danica einrücken lassen, wo sie vermuthlich willkommen seyn würden.



III.

Flora Fridrichsdalina, siue methodica Descriptio plantarum in agro Fridrichsdalensi, simulque per Regnum Daniae crescentium etc.

Argentorati 1767 8vo, 238 Seiten ohne Vorrede und Register, auch zwey Kupferplatten.

Der Verfasser, Herr Otto Friedrich Müller, hat als Hofmeister des jungen Herrn Grafen von Schulin zu Fridrichsthal, einem nicht weit von Kopenhagen gelegenen Landsitze der Frau Mutter des Herrn Grafen, einige Jahre lang sich

sich aufgehalten, und ist durch die vorzügliche natürliche Schönheiten der angenehmen Gegenden dieses Schlösses geleitet worden, auf die Naturgeschichte sich zu legen. Eine Frucht seines darauf verwendeten Fleißes war, unter andern kleinern Schriften, die 1764 ausgegebene Fauna Fridrichsdalina, und gegenwärtige Floram hat er auf einer ausländischen Reise zu Straßburg 1766 dem Druck übergeben, den ein Freund daselbst 1767 besorgt hat.

Es ist ein nach dem linneanischen Sexualsystem eingerichtetes Verzeichniß, hauptsächlich der um Fridrichsthal wachsenden Kräuter, doch auch mit Einbegriff anderer, die von Herr Müllern selbst oder von andern in Dänemark überhaupt gefunden worden sind, und wäre wohl der Titel etwan folgendermaßen: Plantarum in agro Fridrichsdalensi crescentium, simulque aliarum per Regnum Daniae inuentarum der Sprache, und insbesondere der Ausdruck Enumeratio der Sache angemessener gewesen, als Descriptio; denn obschon die so genannten nomina specifica sehr uneigentlich Namen heißen, sondern vielmehr allerdings kurze Beschreibungen sind, und obschon die von Herr Müllern bey einer jedem Klasse vorangesetzte characteres generum freylich eigentlich auch kurze Beschreibungen sind, so ist man doch nunmehro in der Kräuterkunde gewohnt, bey dem Worte Beschreibung mehr zu erwarten, als was eine Definitio generis und nomen specificum zu enthalten pflegen, und Herr Müller giebt uns keine

Beschrei-

Beschreibungen nach diesem erweiterten Begriffe des Worts, sondern nur die linneanische nomina specifica hin und wieder, doch selten, mit einigen Anmerkungen.

Daß Herr Müller die kurzgefaßten Charactere generum, so wie Herr von Linne in dem Systemate Naturae ed. X. dieselben angegeben hat in seinem Buche, nach dem Beyspiele der Herren Leyser und Hudson, beygefüget hat, billigen wir sehr, denn uns dünkt es ein starkes Zumuthen, wenn von einem jeden Liebhaber der Kräuterkenntniß verlangt wird, daß er die characteres genericos auswendig wissen solle, wie doch geschieht, wenn man ihm eine so genannte Floram, als ein Handbuch auf das Feld mitzunehmen, in die Hand giebt, worin aber die Kenntniß der Gattungen gänzlich vorausgesetzt wird. Es ist um so viel billiger für die Bequemlichkeit und Erleichterung der Liebhaber in diesem Stücke zu sorgen, da die erwehnte verkürzte Definitiones generum so wenig Platz wegnehmen.

Minder will uns das gänzliche Auslassen der Synonymen bey solchen Floris gefallen; denn ob schon wahr ist, daß ein jeder zu Hause nach Gefallen die Synonymen nachschlagen kann, so haben doch eines Theils diese Synonymen selbst beym Aufsuchen auf dem Felde ihren Nutzen, weil sie oft sehr gut gewählte und bequem ausgedruckte Merkmale vom habitu angeben; andern Theils halten wir es vor rathsam, daß ein Liebhaber, zugleich nebst der (wenn wir so sagen dürfen) scien-

tischen Nomenclatur des zum Anführer gewälten Botanisten, auch an die ältere Nomenclatur, z. E. eines Bauhins, sich mit gewöhnt, welche Nomenclatur bey andern Wissenschaften ausser der Kräuterkunde einmal gäng und gäbe geworden, und bey Durchlesung und Vergleichung anderer Schriftsteller nicht wohl entbehrlich ist. Des Raums wegen ist man nicht nothwendig gezwungen, die Synonymen auszuschließen; dann z. E. Hudsons flora anglica, eine merklich reiche Flora, in der sich die mehrbemeldte Characteres generici und auch Synonymen befinden, läßt sich noch ganz wohl in die Tasche stecken, und allenfalls kann man sich mit kleinerer Schrift im Drucke helfen.

Die Synonymen hat nun also Herr Müller ausgelassen, doch hat er bey den Apothekerkräutern die nomina officinalia beygefüget, auch bey allen überhaupt die Landesnamen in der dänischen Sprache, und dabey geben wir ihm zwar darin recht, daß er mit Willen die bey Kylling und andern vorkommende so genannte dänische Namen, die aber im Grunde nichts anders sind, als buchstäbliche Uebersetzungen lateinischer oder deutscher Namen, ausgelassen hat, weil solche neugebackne Namen den Einwohnern eben so fremd und nicht verständlicher sind als jene; aber darin sind wir nicht mit ihm einig, wenn er lieber sähe (Praef. XI. XII.) daß ganz keine andere Namen für Kräuter in den Landessprachen seyn möchten, als nur solche, die mit den systematischen überein kommen. Erstlich ist die Erfüllung seines Wunsches an sich unmög-

unmöglich, die Sache stehet nicht mehr in der Botanisten Macht, ist nicht mehr res integra, sondern ein ziemlich Theil Kräuter haben einmal ihre Namen in den Landessprachen weg, die man ihnen wohl wird lassen müssen, hernach so zweifeln wir, ob es ein Glück seyn würde, wenn die Sache möglich wäre, und wollten wir nicht gerne, daß der Einfluß der noch allzu unbeständigen botanischen Systeme sich auf die Landessprachen erstrecken sollte.

Zum Ersatz für die ausgelassene Synonymen führt Herr Müller die Abbildungen der Oederischen Flora Danica, und wo da noch keine vorhanden waren, bey den minder gemeinen Kräutern, Morison, Vaillant und Dillenius, nebst einigen wenigen andern, an. Auch führt er des Herrn Johann Paulli 1761 ausgegebenes Dansk Oeconomisk Urtebog, bey jeder darin enthaltenen Pflanze an. Imgleichen zeigt er die Beschaffenheit der Stellen an, auf welchen die Kräuter zu wachsen pflegen, und bey denen seltenen werden einzelne Stellen, wo sie gefunden worden, bestimmt.

Das ist nun so die Einrichtung des Buches überhaupt, welches darin denen in unsern Tagen so stark sich mehrenden Floris ähnlich ist; um aber näher es zu beurtheilen, wollen wir Herr Müllern erst selbst reden lassen.

In der Zueignungsschrift an den König: Danica *Flora* Tibi et sibi trecentas vindicat stirpes, quas nulli maiorum patria obtulit tellus. Praef.

 p.VII.

p. VII. Quae Botanicorum ſtudia terminare alias ſolet Claſſis (Cryptogamiarum) omnium difficillima et maxime intricata —— mihi peruerſo fere ordine cognitionis herbariae initium fuit, et quae huc vſque ſcandala Botanices audiuerunt ſtirpes, a quibus exercitati quoque viri, nedum tyrones abhorruerunt, eae vixdum delibatae mihi ſcientiae auſpicia, ſtimuli et praemia extiterunt, pag. IX. Autodidacto enim, nullius viua voce inſtituto, nullo ſocio ſuffulto, —— intelligere et diſcere tandem aliquando poſt vicies reiteratam plantae ac deſcriptionis comparationem primum licuit —— Sic naſcitur Flora, qualem quoad methodum et numerum plantarum numquam protulit patria, quoad copiam in regione tam exigui ambitus nullus vnquam exterorum, pag. XI. Vt Flora Fridrichsdalina ſimul eſſet Flora Danica —— paucas quae agro Fridrichsdalenſi exulant —— adpoſui. Hae ſigno crucis †, vti ſtirpes a me primum intra patriam detectae aſteriſco * notantur, pag. 229. 230. nouiciae ciues additae a me trecentae aſteriſco notatae. Praef. p. XI. Phaſcum ab Ill. de Haller, Cel. Schmiedel et a me in *Act. Holm.* deſcriptum a perill. a Linné haud tamen in numerum plantarum relatum ſuo loco inſerui. Tria noua *Polypodia* Botanicis inquirenda dedi. *Jungermanniarum* manifeſtas nuptias monſtraui *Inſecta* 260, quae intra anni ſpatium in agro Fridrichsdalenſi legi, *Faunae* inſerenda appoſui.

Wie

Wir sind weit davon entfernt, dem Herrn Verf. sein verdientes Lob abzusprechen, sondern halten vielmehr seine Liebe zur Naturgeschichte, seinen Fleiß, seine glückliche Aufmerksamkeit, seinen Eifer nützlich zu werden, seine überhaupt durch die Schreibart durchscheinende Talente alles gebührenden Ruhms und Achtung wehrt, aber wir wünschten, und eben aus der Ursache um so viel mehr, daß Herr Müller verschiedene Ausdrücke gemäßiget hätte. So wünschten wir namentlich, daß an statt der Worte, stirpes a me primum intra patriam detectae asterisco notantur, stehen möchte: stirpes intra patriam post Kyllingium detectae, a me primum publice in hoc libro indicatae, asterisco notantur. Das ließe sich hören; aber 300 Arten Kräuter in unsern Zeiten, in Dänemark, zuerst von einem einzigen Manne entdeckt! wahrhaftig, das will viel sagen, und weil ein solches Vorgeben Leser ausser Landes noch mehr als einheimische befremden muß, so können wir nicht umhin, es etwas näher zu beleuchten.

Peter Kylling, der sein Viridarium Danicum im Jahr 1688 heraus gab, nahm es mit den Schwämmen, Mooßen, überhaupt mit den Cryptantheris, imgleichen mit den Grasen, auch wohl mit andern so genannten plantis incompletis nicht so genau, und wir müssen ihm das nicht übel nehmen; denn überhaupt gieng der Geschmack, die Aufmerksamkeit und die Einsichten der Zeiten, in denen er lebte, nicht weiter. Dieses viridarium, in linneanische Form gebracht, gab der sel.

Professor Tycho Holm im Jahr 1757 zu Upsal, als seine Inaugural Disputation, unter dem Titel: Prodromus Florae Danicae, heraus, und fügte zu Kyllings Pflanzen einige aus Bursers in Upsal vorhandenem herbario, und einige von ihm selbst bemerkte Kräuter, beydes in nicht beträchtlicher Anzahl zu denn vor seiner Reise nach Upsal hat der sel. Holm sich nicht viel in Dänemark umgesehen. Also ist Herr Müller eigentlich der erste, der uns nach Kylling wieder ein Verzeichniß dänischer Pflanzen liefert. Es hat sich aber besonders in den letztern sechzehn Jahren der Geschmack an der Kräuterkenntniß, wie überhaupt an der Naturgeschichte in Dänemark, stark ausgebreitet und ohne zu erwähnen, daß an einer Flora Danica auf königlichem Befehl gearbeitet wird, können dem Herrn Müller selbst eine beträchtliche Anzahl eifriger Liebhaber dieser Wissenschaft nicht unbekannt seyn, daß aber diese mit denen hier zu Lande insbesondere brauchbaren und beliebten linneanischen Schriften, und mit Dillenii historia Muscorum ausgerüstete Liebhaber, den größten Theil der in Herrn Müllers Buche mit Sternchen bezeichneten Kräuter nicht auch vor Herr Müllern, zu gleicher Zeit, und nachher sollten bemerkt haben, wird keinem Leser glaublich seyn.

Um die Floram Fridrichsdalinam mit Kyllingii viridario und Holmii prodromo zu vergleichen, wollen wir aus angeführter Ursache die Cryptogamisten ganz bey Seite setzen, oder lieber nicht weiter,

ter, als biß zur Gynandria gehen, die bey Hert Müllern mit No. 735. schließet, um namentlich das genus Carex, worin unter 30 Arten 21. mit Sternchen bezeichnet sind, und Kylling freylich sehr zu kurz kömmt, auszuschließen. Also unter Herr Müllers Pflanzen No. 1. biß 735. sind folgende: 15 Veronica Teucrium; 21. V. verna; 34. Schoenus mariſcus; 35. Sch. albus; 42. Scirpus ſetaceus; 53. Phleum alpinum; 57. Milium effuſum; 61. Agroſtis ſtolonifera; 73. Poa anguſti folia; 77. Poa nemoralis; 82. Feſtuca rubra; 89. Bromus arvenſis; 96. Avena flaveſcens; 104. Lolium tenue; 182. Lonicera Xyloſteum; 184. Verbaſcum Lychnitis; 191. Phyſalis Alkekengi; 197. Ribes vua criſpa; 281. Ornithogalum nutans; 295. Juncus ſquarroſus; 308. Scheuchzeria paluſtris; 315. Oenothera biennis; 347. Saxifraga hirculus; 367. Arenaria trinervia; 381. Ceraſtium viſcoſcum; 385. Spergula pentandra; 428. Papaver ſomniferum; 439. Anemone pratenſis; 555. Geranium molle; 557. Geranium columbinum; 576. Orobus tuberoſus; 557. O. niger; 583. Lathyrus paluſtris; 614. Hypericum montanum; 626. Leontodon hybridum; 633. Hieracium paludoſum; 676. Senecio ſylvaticus; 721. Orchis incarnata.

Darunter sind nun erstlich No. 191. 197. 281. 315. 428. keine wahre einheimische Pflanzen, sondern Gartenpflanzen, die wenigstens zu Kyllings Zeiten noch nicht anfiengen wild zu wachsen.

An 53, einer Alpenpflanzen; hat man Ursache zu zweifeln, so wie wir auch beyläufig zu erinnern, folgende No. 233. Ligusticum scoticum; 286. Conuallaria verticillata; 327. Erica cinerea; 371. Sedum album; 394. Prunus Padus; 417. Potentilla noruegica; 440. Anemone vernalis; 462. Aiuga pyramidalis; 510. Subularia aquatica; 537. Arabis alpina; 725. Satyrium albidum. 811. Taxus baccata; 832. Osmunda Struthiopteris; 838. Asplenium Ruta muraria; 961. Lichen centrifugus; 981. Lichen arcticus; 991. L. paschalis; 1065. Phallus esculentus, nicht unter die eigentlich dänische Pflanzen rechnen wollten, und nicht glauben, daß sie in Dänemark gefunden worden sind, noch sich finden werden, auch von 949 Lichen geographicus und 993. L. chalybeiformis zweifeln. Bey 308. Scheuchzeria palustris; 614. Hypericum montanum wird Flora Danica citirt, und hat also Herr Müller nicht zuerst sie gefunden.

Ferner sind unter den übrigen 34 Numern die meisten z. E. 57. 82. 439. 555. 557. gemein genug, daß sie wohl einem jeden Liebhaber, der nach Linnäus herborisirt, vorkommen werden.

Aber No. 15. 104. 721. bemerken wir mit Vergnügen unter diesen ausgezeichneten, auch sonsten verschiedene, z. E. 52. Phleum nodosum; 140. Potamogeton pectinatum; 155. Pulmonaria angustifolia; 172. Campanula patula; 280. Ornithogalum minimum; 319. Epilobium tetragonum; 618. Scorzonera purpurea; 640. Hypochae-

pochaery glabra; 718. Orchy militaris; die Carices; 749. Brizoides; 759. Digitata; 770. Distans; Salices; 794. Fusca; 795. Rosmarini folia, die allerdings in Seeland nicht gemein sind, und Herr Müllers Aufmerksamkeit beweisen.

Herr Müller nennt zwar die mit dem Kreutz † bezeichnete Pflanzen paucas; es sind aber gleichwohl derselben 166. unter den Numern 1. biß 735. Diese 166 abgerechnet, bleiben 569. für eigentlich friedrichsthalische Pflanzen, und so möchten wohl auswärtige Botanisten, z. E. Herr Leyser der in seiner flora Halensi, auch am Ende der Gynandria, 826 Arten zählt, unserm Herr Müller schwerlich zugestehen, daß noch keine ausländische Flora der Friedrichsthalischen an Menge der Pflanzen in Vergleichung der Gegenden gleich komme.

Wir wünschten, daß Herr Müller diejenige, unter denen mit † bemerkten Pflanzen, welche ihm selbst vorgekommen sind, noch weiter mit einem Zeichen von denenjenigen, die er nur aliorum auctoritate annimmt, unterschieden hätte; denn es sind unter Kyllings Pflanzen viele, die seitdem niemand hat finden können, und darunter namentlich Apothekerkräuter, z. E. 221. Eryngium campestre; 287. Convallaria polygonatum; 329. Polygonum Bistorta; 387. Asarum europaeum; 471. Mentha Pulegium, und wäre zu wünschen, daß jeder, dem diese kyllingische Kräuter vorkommen, die Stellen bemerken und anzeigen möchte.

Herr Müller hat ein paar Versehen in der Flora Danica richtig bemerkt, bey t. 167. daß es nicht Scirpus acicularis sey, und bey t. 103. daß es nicht Ophris antropophora, sondern Orchis vstulata sey. Das erste Versehen hat der Verfasser selbiger Flora bey Gelegenheit der t. 287., da Scirpus acicularis vorgestellt wird, selbst angemerkt und verbessert, und da doch Praef. p. XIV. der Einhalt des fünften Hefts der Flora Danica gemeldet wird, auch p. XIII. das bey t. 103. vorgegangene Versehen so angelegentlich angezeigt wird, so wäre wohl auch eine Nacherinnerung wegen t. 167. nicht überflüßig gewesen. In Ansehung der Orchis vstulata hätte allenfalls angemerkt werden können, daß wenn Orchis und Ophrys zwey verschiedene Gattungen seyn, und die Verschiedenheit im Nectario bestehen soll, die Orchis vstulata eher eine Ophrys als Orchis heißen sollte, auch die rothen Punkte im Labio nicht scabra, sondern bloß sichtbar, nicht fühlbar sind. Bey n. 434. Aconitum Napellus führt Herr Müller Fl Dan. t. 123. an; es wird aber auf der angeführten Platte nicht A. Napellus, sondern A. Lycoctonum fl. coeruleo vorgestellt.

Die Tab. II. f. II. III. IV. vorgestellte Polypodia sind in der Zeichnung schwer zu unterscheiden, und die Verzähnung in allen dreyen zu ähnlich. Wir glauben übrigens, daß Polypodium cristatum Linn. sp. pl. 1551. und P. aculeatum ibid. 1552. hieher gehören.

In

In den Figuren 5. 6. der bemeldten Tab. II. wird die Fructification der Jungermanniarum vorgestellt. Das Capitulum, welches bey seiner Reife auf einem langen Stiel erscheint, ist im Herbst vorher ohne Stiel in seiner Hülle (theca s. calyx) verborgen. Im Anfang schlagen sich die Staubfäden, gleich Strahlen die nach einem Mittelpunkt gerichtet sind, über dasselbe zusammen, so, daß nur ein Stift aus dem Mittelpunkte hervorraget. Bey mehrerm Wachsthum bricht dieses Capitulum aus der Mitte der Staubfäden über sie hervor, und sie umgeben sodann die Basin desselben und erscheinen in kolbenförmiger Gestalt; der Stift aber, der vorher zwischen ihnen im Mittelpunkte hervorragte, erscheint nun auf dem Gipfel des Capituli, gleich einem wahren Staubwege auf einer Fruchtkapsel, bleibt auch oft, wenn auch schon das reife Capitulum zersprungen, an einem der Schalenstücke annoch kenntlich. Dieser Beobachtung zu folge wäre denn das Capitulum eine wahre Fruchtkapsel, und der darin enthaltene Staub wahrer Namen, diese Kapsel in ihrem jüngern Zustande, als gemma, wäre mit einem wahren Staubwege (Stylo stigmate simplici) begabt, mit seinen Staubfäden umgeben, und die Befruchtung geschähe, indem alle diese Fruktificationstheile noch in der Hülle, als einer wahren Blüthendecke (Calyx) liegen. Wir wissen nur dabey nicht, was der in fig. V. C. 2. seitwärts stehende und aufwärts gerichtete abgebrochene Stift vorstellen soll.

Wir.

Vermuthlich ist Herr Müllern die im Jahr 1761 ausgegebene Dissertation des Herrn Hofr. Schmiedels, de Jungermanniae charactere, nicht zu Gesicht gekommen, woraus wir deswegen die Hauptsache anmerken wollen. Bey Herr Schmiedeln ist das Capitulum ebenfalls eine wahre Fruchtkapsel, die theca gleichfalls eine wahre Blumendecke; aber Herr Schmiedel hat überdem noch eine Blume (corollam) und versteht damit das, was Herr Müller bey c. 1. c. 2. als zusammengeschlagene Staubfäden vorstellet. Die um die Basin der Fruchtkugel umher stehende Kölbgen hat Herr Schmiedel auch, aber in geringerer Anzahl, und er sieht sie nicht vor Staubfäden, sondern vor ungerathene Früchte (rudimenta germinum) an, hingegen die männliche Theile sucht er ausserhalb dieser Blume (die also eine weibliche Blume und die ganze Pflanze ein monoecist wäre) und sieht einen gewissen Staub und Bläßgen, die man zuweilen an andern Stellen der Pflanzen antrift, dafür an.



IV.

IV.

Versuch für die Wahrheit des Christenthums als der besten Religion, von Joh. Bernh. Basedow, Königl. Dän. Professor.

Berlin und Altona 1766.

Das Christenthum, verbunden mit der Religion des alten Israels, hat einen solchen Inhalt, daß es verdient, eine göttliche Religion zu seyn. Die Geschichte, worin es uns als eine solche vorgestellt wird, ist im höchsten Grade glaubwürdig. Daher sind wir verbunden, die beste Religion zugleich als eine göttlich bestätigte, das heißt, als eine wahre Religion anzunehmen. Das ist der Weg, auf dem der Herr Prof. Basedow seine Leser zur Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums führen will, wo wir ihm anders richtig in seinen Gedanken nachgefolgt sind; zugleich will er diejenigen, für die er schreibt, das sind Ungelehrte, die doch einen geübten Verstand haben, und Naturalisten, der Nothwendigkeit überheben, von diesem Wege auszuschweifen, und auf Nebenwegen, kritische und gelehrte Beobachtungen, zur Vollständigkeit des Beweises, herbey zu holen. Er hat in der That das Verdienst, unsre

unsre Religion als göttlich und wahr von einer solchen Seite gezeigt zu haben, die selbst Freygeister mit Achtung ansehen müssen, wenn sie gleich noch so fest auf gewissen Einwendungen von der Ungewißheit der H. Schrift, der Dunkelheit der Geschichte u. s. w. bestehen sollten. In der Erkenntniß von einer zuverläßig göttlichen Religion, die von ältern Zeiten auf die unsrigen gekommen ist, giebt es allerdings Grade. Der höchste, dünkt uns, wäre zu zeigen: Wir haben den ursprünglich göttlichen Unterricht von dieser Religion in Händen; hier sind ihre Lehren und unfehlbaren Aussprüche. Biß dahin hat der Herr Verf. mit seinen Beweisen nicht hinauf arbeiten wollen. Ein anderer Grad, der unter die höheren zu rechnen ist, aber doch jenen über sich hat, ist: Diese und jene Religion ist in ihrem Ursprunge auf Offenbahrungen Gottes gegründet; aus deren Ueberbleibseln, die durch Nachrichten auf uns gekommen sind, wir nach richtiger Beurtheilung ein System von Wahrheiten zusammensetzen können; wenn wir auch unentschieden lassen, wie viel von dem eigentlich Göttlichen uns übrig und vor Augen ist. Das ist der Punkt, den Herr Basedow hat treffen wollen, und wie wir glauben, richtig und genau genung getroffen hat. Der ganze Plan des Buchs, so wie der Herr Verf. ihn selbst angiebt, ist dieser: Vor der Wahrheit der altchristlichen Religion muß die altjüdische bewiesen werden. Dieß erfodert eine Theorie von den Offenbahrungen Gottes überhaupt, deren Einsicht aber niemand

erlangen kann, ohne einige vorgängige natürliche Erkenntnisse von Gott und dessen Eigenschaften zu haben. Allein auch diese werden nicht gründlich in einer Seele, die mit sich selbst unbekannt ist, und die Regeln des wahren Denkens nicht zu beurtheilen weiß. Daraus entstehen also sechs Kapitel, die das ganze Buch ausmachen:

1) Vorbereitung des Verstandes zu den gemeinnützigen Wahrheiten.

2) Die tiefsten Gründe der philosophischen Erkenntniß Gottes.

3) Praktischer Vortrag der natürlichen Erkenntniß von demselben.

4) Allgemeine Begriffe von Religion und Offenbahrung.

5) Von der Wahrheit der altjüdischen Religion.

6) Von der Wahrheit der altchristlichen Religion.

Obgleich der Herr Verf. seinen Vortrag ungelehrt nennt, so werden doch viele, die nicht zu den Gelehrten gehören, den Inhalt der beyden ersten Hauptstücke schwerlich ohne besondre Erläuterung fassen können. Herr Basedow bringt die Wahrheiten, die ein vernünftiger Mensch erkennen kann, unter drey Klassen: Grundwahrheiten der Vernunft und der Sinne, Folgen allgemeiner Erfahrungen und Wahrheiten der Glaubenspflicht. Was aus fremden Erfahrungen und Zeugnissen von geschehenen Dingen für wahr erkannt wird, kann vielleicht zur letzten Klasse gerechnet werden.

es wäre aber zum Zwecke des Buchs und zur Erleichterung des historischen Beweises für die Religion nicht undienlich gewesen, wenn der Herr Verfasser von den Hauptregeln der Glaubwürdigkeit einer Geschichte hier besonders etwas gesagt hätte. Die folgenden Sätze von der Seele, ihrer Unsterblichkeit, von der Freyheit, den wirkenden und entscheidenden Ursachen; werden denen verständlich seyn, die mit seinen übrigen Schriften bekannt sind. Eben dieses können wir von dem zweyten Kapitel sagen. Wir finden darin sein System der natürlichen Religion ins Kurze gezogen In einer jeden Ordnung auf einander folgender Dinge ist irgend eines das erste; die rückgängige Progression der Ursachen ins Unendliche kann nicht statt finden, also muß irgend etwas von Ewigkeit seyn; und dies ewige Wesen ist substanziell. Ist deren nur Eins oder sind mehrere anzunehmen? Der Herr Verf. antwortet: Die Idee von einem ewigen Wesen wird in uns durch keine Gründe der Vermuthung und durch keine erdenkliche Unterschiede vervielfältigt. Hätte Herr Basedow dieses seinen ungelehrten Schülern deutlich machen wollen, so hätte er mit andern Philosophen einerley Sprache führen müssen, deren Beweise vom Daseyn und von der Einheit Gottes er zu verwerfen pflegt. Sie sagen: Die Ordnung und der zusammenhängende Plan der Welt macht es nicht nothwendig, mehr als einen Geist zu denken, in dessen Verstande der Entwurf von Ewigkeit gewesen ist. Darum sind keine Gründe der Vermu-

thung

thung ꝛc. Ferner: Zwey ewige Wesen sind von uns nicht zu denken, ohne daß ein Unterschied zwischen beyden sich finden sollte. Dieser Unterschied in den Eigenschaften kann mit der Idee nicht wohl bestehen, die wir uns von der Art der Vollkommenheit eines ewigen Wesens machen müssen. Darum sind dergleichen Unterschiede nicht erdenklich.

Die Eigenschaften dieses einzigen ewigen Wesens, oder des Jehovah, erklärt der Herr Verf. nach den von ihm angenommenen Begriffen. Gottes Daseyn muß, heißt es §. 67. unbeschreiblich seyn, weil so gar das Daseyn eines jeden Dinges unbeschreiblich ist. Er ist in allen seinen Eigenschaften geheimnißvoll. Wir wissen nicht, ob er ausgedehnt einfach, oder unausgedehnt einfach sey. Unter den sinnlichen Vorstellungen von Gott ist die lehrreichste diese, daß er die Seele der Welt nach dem Anfange derselben sey. Die Allwissenheit Gottes ist eine einzige unendliche Idee. Gottes Güte, §. 68. ist unendlich, aber nicht jede Wirkung derselben. Seine Gerechtigkeit ist seine allweise Güte; also sind deren Wirkungen auf die Geschöpfe und ihre Strafen darum nicht unendlich, weil sie eine unendliche Eigenschaft ist. §. 69. Die Frage von höheren Geistern zwischen uns und Gott, von Engeln und Teufeln, kann die Vernunft nicht beantworten; sie kann auch nicht entscheiden, ob Gott alle Substanzen unmittelbar, oder durch eine Mittelsperson erschaffen. Von Tugend und Laster, deren Folgen, und von der

Vergeltung nach diesem Leben, imgleichen von der Ordnung der Schicksale des Gegenwärtigen, wird in den folgenden §. §. sehr wohl gehandelt. Gott zeigt sich nicht in allen Schicksalen dieses Lebens als Vergelter, sondern er ist ein unpartheyischer Austheiler der Schicksale unter Böse und Gute. Daß dieses selbst zum Zwecke der moralischen Regierung nöthig war, hat der Herr Verf. im folgenden Kapitel noch besser erläutert. Dieses Kapitel enthält theils eine Wiederhohlung der beyden vorigen, in eine faßlichere und zugleich lebhaftere Schreibart. Der Ton derselben redet Empfindung der Religion, welches wir mit Vergnügen bemerkt haben. Nur über das Aufhören oder Nichtaufhören der zukünftigen Strafen, wollen wir hier noch nichts mit dem Herrn Verf. entscheiden, sondern uns lieber von ihm erst an das Ende des Beweises von der wahren Religion führen lassen, damit uns denn ihr Ausspruch belehren könne, was wir von dieser Sache nach der Glaubenspflicht zu denken haben.

Die allgemeinen Begriffe von Religion und Offenbarung im IV. Kap. zeigen erstlich, was für Begebenheiten von vernünftigen Menschen für Wunder angenommen werden müssen. Ferner wird die Möglichkeit göttlicher Offenbahrungen und der Bestätigung derselben mit Wunderwerken bewiesen. Der Glaube an einen göttlichen Gesandten erfodert Beweise, daß er gesandt und durch göttlichen Befehl zur Belehrung andrer berechtigt sey. Diese Beweise sind sein Creditiv; welches

theils in dem Inhalte seines Vortrags zu setzen ist, wenn dieser nach unsrer vorgängigen Erkenntniß von Gott demselben anständig erscheint und wahre Tugend und Glückseligkeit zum Zwecke hat, theils in seiner uneigennützigen Rechtschaffenheit, und in einem freywilligen und standhaften Marterthum, wobey sein Verstand keines Wahnsinns oder Enthusiasterey beschuldigt werden kann; theils endlich in erfüllten Weissagungen und Wunderkräften. Die Creditive göttlicher Gesandten sind historische Umstände, deren Richtigkeit von gelehrten Untersuchern zuverläßig erkannt werden kann. Aber dem gemeinen Haufen ist dieser Beweis, der gelehrte Untersuchungen erfodert, nicht faßlich, besonders, wenn die gelehrten Untersucher über die Glaubwürdigkeit der alten Schriften nicht einig sind. In diesem Fall muß der vernünftige Laye in einem unvermeidlichen Zweifel bleiben, wenn ihm das Creditiv aller Offenbahrungen nicht auf eine andre Art bekannt werden kann, die nicht Gelehrsamkeit, sondern nur gesunde Vernunft, Aufmerksamkeit und Liebe zur Wahrheit erfodert. Dieses Creditiv nennt der Herr Verf. entziffert, jenes erste, welches gelehrte Untersuchungen bedarf, ein nicht entziffertes Creditiv. Doch kann, heißt es weiter, auch dieses durch den Fleiß der Gelehrten, dem gemeinen Haufen faßlich und glaubwürdig gemacht werden; alsdenn ist es zureichend ausgedeutet. Die natürliche Religion, welche das Daseyn eines einigen Gottes, Unsterblichkeit der Seele, Vergeltung des Guten und

 Bösen

Bösen lehrt, und die Offenbahrungen, welche nach der Prüfung sich wahr befinden möchten, nicht leugnet, ist eine wahre Religion. Die geometrischen Beweise derselben, wobey die Glaubenspflicht nicht gebraucht wird, hält der Herr Verf. für Redensarten, die den äusserlichen Klang der Beweise haben. Wenn aber die natürliche Religion bewiesen ist, so sind die Irrthümer der Heyden und einiger andern Sekten (deren Namen Herr Basedow in den vorigen erklärt hatte) zugleich widerlegt worden. Es wird sehr wohl erinnert, daß nirgends ein Volk die wahre natürliche Religion habe, ohne zugleich an eine übernatürliche zu glauben, und daß die besten Lehrer der natürlichen Religion den Anlaß zum Nachdenken allezeit aus einer übernatürlichen, oder aus dem Inhalte geglaubter Offenbahrungen genommen haben. Daher ist das Daseyn der natürlichen Religion unter den Menschen schon ein wahrscheinlicher Beweiß, daß irgend einmal göttliche Offenbahrungen gewesen sind. Ferner giebt der Herr Verf. die Mängel dieser natürlichen Religion an, die das Bedürfniß und den Nutzen göttlicher Offenbahrungen beweisen können. Die Gesandten Gottes, welche diese Offenbahrungen andern Menschen mittheilen, werden in drey Classen unterschieden.

Nach dieser allgemeinen Vorbereitung, beweiset der Herr Prof. im 5 Kap. die Wahrheit der altjüdischen Religion auf folgende Weise. Die wahre natürliche Religion wird in keinen vorgegebenen

gebenen Offenbahrungen vorgetragen, als in denen, welche die Juden, Christen und Mahomedaner dafür annehmen. Da nun nach dem Geständnisse der Christen und Mahomedaner die jüdischen die ältesten sind, so ist es nützlich, zuerst nach Begriffen von der altjüdischen Religion zu trachten, welche vor den Zeiten Jesu war, und sich gleich nach diesen Zeiten in die Neujüdische und Christliche getheilt hat. Die Lehrsätze, sagt der Herr Verf. welche die heutigen Juden und die heutigen Christen gemeinschaftlich zu der altjüdischen rechnen, sind gewiß anzunehmen. Eigentlich sollte es heißen: Die Lehrsätze, die nach richtiger Erklärung in den Schriften des so genannten alten Testaments gefunden werden, gehören gewiß zur altjüdischen Religion, weil Juden und Christen gemeinschaftlich die Urkunden derselben annehmen. Denn das erstgenannte Principium möchte seine Schwierigkeiten haben, und der Herr Prof. ist ihm auch selbst nicht immer getreu geblieben. Aber der Glaube der Juden und Christen an das A. T. als eine Urkunde der Religion, und besonders an den Inhalt seines historischen Theils, ist ausser allem Zweifel. Herr Basedow erzehlt die angenommenen Lehrsätze dieser Religion, erweiset die Glaubwürdigkeit der Geschichte, und schließt sodann weiter auf das rechtmäßige Ansehen des Alt. Test. als eines Archivs der altjüdischen Religion. Von der Eingebung heißt es: Die Juden und Christen behaupten den Satz, daß die Bücher des alten Testaments den Verfassern durch göttliche

Eingebung dictirt sind. (Diesen Satz will also Herr Basedow ohngeachtet des gemeinschaftlichen Zeugnisses nicht zur altjüdischen Religion gerechnet wissen.) Ich setze, fährt er fort, aus der Erfahrung voraus, daß man bey Lesung des A. T. erstaunlich viele Einwürfe gegen eine solche Göttlichkeit aller Theile finde ꝛc. Warum wird denn das hier schon voraus gesetzt, und als entschieden angenommen? Besonders da der Herr Verf. selbst die Meinung von der Art des Ursprungs der heiligen Bücher in Absicht auf die Wahrheit der Religion für gleichgültig hält? Mehr als diese sollte ja in diesem Kapitel nicht bewiesen werden. Die Frage, wie weit die Eingebung der Schrift anzunehmen sey, bedarf noch einer andern Untersuchung, als die der Herr Verf. hier anzustellen für nöthig gefunden. Was er §. 102. darüber sagt, daß das A. T. wenn es auch nicht eingegeben wäre, dennoch von großem Nutzen sey, die Religion daraus zu erkennen, das ist eine Wahrheit; entscheidet aber die Sache nicht. Eben so ist zur Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion freylich hinlänglich, die Glaubwürdigkeit der Geschichte und das höchst wahrscheinliche Alterthum ihrer Urkunden eingesehen zu haben, und daraus die richtigen Schlüsse zu machen. Andre Schriftsteller haben eben darauf ihren Beweis auch zuerst gegründet. Diese Glaubwürdigkeit der jüdischen Geschichte hat der Herr Prof. durch viele schöne Anmerkungen ins Licht gesetzt, und nachdem er die begreiflichen Ursachen der im A. T. vorkom-

menden

menden Schwierigkeiten angezeigt: auch die Nichtigkeit vieler Einwürfe gegen die Wahrhaftigkeit desselben kurz bewiesen. Doch führt er einige historische Unrichtigkeiten und andre noch wichtigere Schwierigkeiten an, die im A. T. sich wirklich finden und unbeantwortlich seyn sollen. Diese müssen aber nicht alle Ehrerbietung gegen ein solches Archiv, als die Bibel, bey einer durch Offenbahrungen belehrten Nation ist, aufheben. Zuletzt kommt der Punkt von der Eingebung noch einmal vor; Herr Basedow sucht die Gefahr, die mit der Meynung davon verbunden seyn könnte, wahrscheinlich zu machen, und schließt auch daraus die Nothwendigkeit der Toleranz, als des ersten Gegenmittels, wodurch diese Gefahr verhütet werden müsse.

Der Inhalt des 6ten Kapitels, worin endlich die Wahrheit der altchristlichen Religion bewiesen wird, ist kurz dieser: Die Geschichte des Christenthums, seiner Lehren, seiner Entstehung, Ausbreitung und seiner vornehmsten Veränderungen, bis es auf unsre Zeiten gekommen ist, kann ohne gelehrte Untersuchung aus den offenbahren Weltumständen erkannt werden. Man muß keinen historischen Satz von öffentlichen Begebenheiten alter Zeiten, wenn derselbe in der Welt sehr öffentlich behauptet, durch keine Gegenzeugnisse bestritten wird; und keine besondre Zweifelsgründe veranlaßt, leugnen oder in Zweifel ziehen. Die erzehlten öffentlichen Begebenheiten des Christenthums werden von allen Christen behauptet, und

ihnen wird von den heutigen Juden durch keine solche Nachrichten widersprochen, welche die Wahrheit derselben aufheben könnten. Also ist man verbunden, dieser öffentlichen Geschichte, auf welcher die Wahrheit einer sehr annehmungswürdigen Religion beruht, Aufmerksamkeit und Glauben zu geben, und die Bücher des Neuen Testaments, als eine angepriesene Urquelle des heutigen öffentlichen Zeugnisses der Christen in der Absicht zu lesen, daß man sehe, ob es wohl wahrscheinlich sey, daß sie lange nach dem Ursprunge des Christenthums von andern Personen, als deren Namen sie führen, geschrieben sind. Das Christenthum ist durch Jesum und die Apostel entstanden, und der erste ist der vornehmste Gegenstand desselben. Ohne Zweifel sind unter den ersten Christen Geschichtbücher von Jesu und den Aposteln, und apostolische Briefe an die Gemeinden gewesen. Ohne Zweifel sind einige solcher glaubwürdigen Schriften durch sorgfältige Abschriften auf die Nachwelt gekommen und in eine Sammlung gebracht worden. Nun werden die Bücher des N. T. und keine andre heutiges Tages von allen Kirchen den Ihrigen als ein solches apostolisches Archiv geliefert. Man findet keine Spur in denselben von neuern Zeiten. Es ist also das Neue Testament ein Archiv solcher Bücher, die unter den Christen sehr frühe das Ansehen entweder eines apostolischen Ursprungs, oder einer apostolischen Billigung, oder eine große Gleichförmigkeit mit apostolischen Schriften hatten. Es ist daher

sowohl die erzehlte öffentliche Geschichte von dem Ursprunge und dem Inhalte der altchristlichen Religion, als auch das frühe apostolische Ansehen der Bücher des N. T. wahr und unstreitig. Die erste dieser beyden Wahrheiten bestätigt aber auch die andre, und die andre bestätigt wiederum die erste.

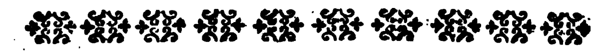
Nachdem der Herr Prof. auf diese Weise den historischen Theil des Beweises ausgeführt, so giebt er den Hauptinhalt der altchristlichen Religion an, so wie er sich nach seiner Einsicht in folgenden 5 Hauptstücken findet: 1) Von den vorgängigen Offenbahrungen Gottes. 2) Von Jesu dem eingebohrnen Sohne desselben. 3) Von der Erlösung und der Glaubensgerechtigkeit. 4) Von der christlichen Kirche und Sittenlehre, und 5) von den letzten Dingen. Diese fünf Hauptstücke nennt der Herr Verf. einen wahrhaftigen und vollständigen Auszug der altchristlichen Religion, glaubt aber, daß die meisten Theologen der heutigen Kirchen nicht mit den von ihm angegebenen Glaubenspunkten zufrieden seyn werden. Wir glauben, daß ein jeder damit unter der Bedingung zufrieden seyn könne, wenn der Herr Verf. den Inhalt der Religion so angezeigt hat, wie über denselben alle Christen nach dem deutlichen unleugbaren Hauptvortrage des Neuen Testaments einig seyn müssen; und wenn er die besondern Meynungen, Schrifterklärungen und Lehrsätze der von einander abweichenden Partheyen, und auch seines eignen Systems, mit wahrer Unpartheilichkeit unbestimmt

gelassen, und nichts zu früh entschieden hat. Alsdenn ist ein solcher Auszug auch vollständig, das ist, zu dem Zwecke zureichend, um die Würde des Christenthums als der besten Religion daraus zu erkennen. Mehr Dogmatik wird in einem Buche dieser Art nicht erfodert.

Daß die altchristliche Religion die beste sey, beweiset der Herr Verf. aus dreyen Gründen: 1) So wie er ihren Hauptvortrag erklärt, enthält sie keine, weder an sich selbst, noch in der Verknüpfung ungereimte Lehrsätze; 2) sie ersetzt alle Mängel der natürlichen Religion; 3) sie befördert die allgemeine weltbürgerliche Glückseligkeit. Aus dieser innern Würde ihres Inhalts zusammen genommen, mit der als wahr vorausgesetzten Geschichte, werden denn die richtigen Schlüsse gezogen, daß die Stifter des Christenthums weder Betrüger, noch Philosophen, noch Enthusiasten haben seyn können. Also bleibt nichts übrig, als daß sie das waren, was sie sagten, nämlich wunderthätige Gesandten Gottes. Darum ist ihre Religion die beste Religion, das Christenthum wahr, und würde als wahr kenntlich bleiben, wenn auch alle zuverläßige Nachrichten von den einzelnen Wunderthaten vergangen wären, und die zuverläßigsten derselben auch eine in der spätern Zeit unerforschliche Abänderung gelitten hätten. Diesem Schlusse seines Beweises hat der Herr Verf. noch die erfüllten Weissagungen des A. T. und Jesu Christi selbst, als einen überflüßigen Zusatz angefügt. Allen diesen angeführten Gründen für

das

das Christenthum, schreibt Herr Basedow mit Recht die größte Stärke zu, wenn sie in ihrer Verbindung zusammen genommen werden. Die auf ihnen ruhende Wahrheit kann alsdann weder durch die alten Einwendungen und Zweifel gegen das apostolische Ansehen des N. T., noch durch die neu erdachten Scheinwidersprüche desselben, noch auch durch das Daseyn einiger falscher Apostel und untergeschobenen Schriften aufgehoben oder verdächtig gemacht werden. In der letzten Anmerkung am Schlusse des Buchs wird noch erinnert, daß der Beweis für die Wahrheit des Christenthums, zugleich schon eine vollständige Widerlegung der mahomedanischen Religion sey, von deren Ungöttlichkeit sich ein jeder Leser des Korans durch noch mehrere Beweise belehren könne.



V.

Vorbereitung der Jugend zur Moralität und natürlichen Religion, von Joh. Bernh. Basedow, Königl. Dän. Professor.

Berlin und Altona 1766.

Dieses Buch ist das erste von denen Arbeiten, welche der Herr Prof. einer nähern und strengern Untersuchung der Religion gewidmet hat.

hat. Der erste Band des von ihm vorhin herausgegebenen methodischen Unterrichts erscheint hier wieder, aber in einer Verkürzung, welche zum Anfange zureichend seyn konnte. Alles ist in Fragen und Antworten abgehandelt, und zum Nachschlagen sind die Stellen aus dem meth. Unterr. citirt.

Das erste Stück dieses philosophischen Katechismus beschäftigt sich mit vorgängigen Erkenntnissen, oder solchen allgemeinen Begriffen, die zur ersten Aufklärung des Verstandes nothwendig sind: Was Glückseligkeit, was wahr und wahrscheinlich ist; was wir von dem Menschen, von der Seele, ihren verschiedenen Kräften, von freyen Handlungen, von dem Ursprunge des Menschen, seinen Vorzügen vor den Thieren, und von der Welt überhaupt, denken müssen. Darauf folgt eine Abhandlung von den bürgerlichen Verbrechen. Tugendhafte Handlungen sind die, welche für gemeinnützig erkannt werden; und Pflichten sind Handlungen, die dem Urheber in ihren zuvorbekannten Folgen wahrhaftig nützlich sind. Derjenige ist ein Oberherr eines andern, der seine Glückseligkeit eine gute Zeit lang mehr in seiner Macht hat, als andre, und ihn nach gewissen Handlungen belohnen oder bestrafen will. Solche Oberherren giebt es über ganze Dörfer, Städte und Länder, und diese heißen Obrigkeiten. Einer wird ein rechtmäßiger Oberherr, wenn er von den meisten mit gutem Willen ohne äußerlichen Zwang dazu ernannt wird; und er bleibt es, wenn zu

vermu-

vermuthen ist, daß die meisten ihn zum Oberherrn behalten wollen. Arbeitsamkeit ist eine gemeinnützige Tugend; das Eigenthum in einem Lande, das Obrigkeit hat, wird durch allgemeine Verordnungen der Obrigkeit bestimmt, und diese sind rechtmäßig, weil sie gemeinnützig sind. Der Ehestand, der in der Verbindung eines einzigen Mannes mit einem einzigen Weibe besteht, und ohne obrigkeitliche Erlaubniß vor dem Tode nicht aufgehoben werden darf, ist der gemeinnützigste. Alle Laster, die vor der Obrigkeit bewiesen und von ihr bestraft werden können, als Friedensstörung, Rebellion, Staatsbetrug, Lästerung, verbrecherischer Betrug, Diebstahl, Mord und Todtschlag, Unzucht und andre solche offenbahr unrechtmäßige Handlungen sind bürgerliche Verbrechen. Und die äußerliche Gerechtigkeit besteht in der Tugend, alle und jede dieser bürgerlichen Verbrechen zu meiden. Drittes Stück von der natürlichen Erkenntniß Gottes. Nebst der äußerlichen Gerechtigkeit gehört zur Tugend noch die wahre Weisheit. Diese besteht in der vernünftigen Selbstliebe und Nächstenliebe, und in der Erwählung der dazu tauglichen Mittel. Nach den Regeln der Weisheit haben wir unsre wahre Glückseligkeit zu suchen. Dazu bedürfen wir vornehmlich die Erkenntniß von dem Zustande der Seele nach dem Tode. Diese aber setzt die Erkenntniß vom Daseyn Gottes, seiner Einheit und seinen Eigenschaften voraus. Alsdenn, wenn ich einen allmächtigen, allwissenden und allgütigen Schö-

pfer,

pfer, Erhalter und Beherrscher der Welt erkannt habe, wäre es traurig und gefährlich, wenn ich zweifeln wollte, ob Gottes Allmacht, Allwissenheit und Allgüte sich auch bis zur Erhaltung der menschlichen Seelen zu einer ewigen Glückseligkeit erstrecke.

Das IV. Stück beantwortet Fragen über die Pflichten gegen Gott, den Gehorsam, die Liebe, die wir ihm schuldig sind, und um derentwillen wir auch die Wohlfahrt aller lebendigen Wesen, besonders aller Menschen, gerne sehen und befördern müssen; das Vertrauen, Gebet, die Beförderung der göttlichen Ehre, den gottseligen Glauben, die Befolgung und sorgfältige Prüfung des Gewissens. Die Begriffe vom Eide, Eidbruch und Meyneide, von Religion, Aberglauben und dessen Arten, dem Atheismus und der Abgötterey, imgleichen die ersten Gründe zur Prüfung und Beurtheilung einer göttlichen Offenbahrung werden hier zugleich entwickelt. Die Pflichten gegen uns selbst (Vtes Stück) sind vornehmlich: Erhaltung unsers Lebens und aller seiner Fähigkeiten und Rechte, Selbstvertheidigung, Erwerbung der Liebe und des Beyfalls, Bestreben nach Erkenntniß, Arbeitsamkeit, die Sparsamkeit, Keuschheit, Mäßigkeit, die Geduld und Sanftmuth, die Entfernung vom Geitz, Ehrgeitz, Haß und thörichter Verliebung, das Bestreben nach guten Gewohnheiten, und eine unaufgeschobene Besserung. VItes Stück von den Pflichten gegen andre. Die tugendhafte Nächstenliebe besteht in

einem

einem Wunsche der Wohlfahrt aller Menschen, und in der bestmöglichsten Erfüllung dieses Wunsches durch Gedanken, Worte und Werke. Ein jeder Mensch muß von mir so sehr geliebt werden, als es das allgemeine Beste leidet. Mehr aber darf ich mich auch selbst nicht lieben. Ein großer Theil dieser Nächstenliebe ist die äußerliche Gerechtigkeit, die also nicht blos aus Furcht vor bürgerlicher Strafe ausgeübt werden muß. Duelle und Herausfoderungen zu Schlägereyen sind thöricht und gottlos. Alle Verletzung des Nächsten ist mit Vorsichtigkeit zu vermeiden; aller unrechtmäßig verübter Schaden zu ersetzen; die Ehre des Nächsten soll nicht von uns gekränkt, sondern vielmehr vertheidigt werden. Ferner, Demuth, Bescheidenheit, Dankbarkeit, Gefälligkeit, Aufrichtigkeit, Verschwiegenheit, Sorge für die Tugend des Nächsten, die Billigkeit, das Worthalten, das Nachgeben und die Vermeidung liebloser und schädlicher Processe, Wohlthun und Dienstfertigkeit, die Versöhnlichkeit, die rechtmäßige Bewerbung um die Freundschaft und die tugendhafte Klugheit in der Unterhaltung derselben, sind die allgemeinen Hauptpflichten gegen den Nächsten.

Das VII. Stück ist den Standespflichten gewidmet, als: Den Pflichten eines jeden Alters, Geschlechts, Amts und Gewerbes; den Pflichten der Aeltern und Kinder, der Hohen, der Geringen und des Mittelstandes, der Reichen und Armen, der Herrschaften und Dienstboten, der Ge-

brüder und Verwandten, Obrigkeiten und Unterthanen 2c. Den Schluß des Buchs macht das VIII. Stück von herrschenden Vorurtheilen im Leben und Wandel, in welchem besonders einigen allgemeinlautenden Sätzen, die als Regeln des Thun und Lassens im gemeinen Leben ein gewisses Ansehen haben, ihre nöthige Bestimmung und Einschränkung gegeben wird.

Der Herr Verfasser behauptet mit Recht, daß es nothwendig sey, den Verstand der Jugend durch Betrachtungen über Moralität und Religion überhaupt, zu einem gründlichen Glauben an die Lehren der Offenbahrung vorzubereiten. Der Wunsch, daß ein Unterricht von dieser Art in allen Schulen eingeführt werden möchte, ist noch bis jetzt größtentheils unerfüllt, und der Plan eines solchen Unterrichts hat da seine Schwierigkeiten, wo er mit dem Verstande der Lehrer und der Lernenden zugleich zu thun hat. Ein Buch, das auch mit Rücksicht auf diese Schwierigkeiten den Endzweck vollständig erfüllt, würde eins der größten Verdienste um das menschliche Geschlecht seyn.



VI.

VI.

Die Religion Israels in einem Auszuge ihrer heiligen Bücher, von Joh. Bernh. Basedow, Königlich Dänischen Professor.

Berlin und Altona 1766.

Die altchristliche Religion in einem Auszuge aus den Evangelisten und Apostelgeschichten, von J. B. Basedow, Kön. Dän. Professor.

Berlin und Altona 1766.

Die Lehren der Apostel in einem Auszuge ihrer Briefe, mit einigen Anmerkungen, von J. B. Basedow, Kön. Dän. Prof. der Philosophie.

Altona 1766.

Da der Herr Professor diese drey Bücher als einen vollständigen Auszug der H. Schrift der Welt mittheilt, so wird es uns erlaubt seyn, sie unter diesem Eins in unsern Anzeigen zusammen zu setzen. Sie gehören in den Plan der Un-

tersuchungen über die Religion, eines würdigen Endzwecks, welchen der Herr Verf. seit vieler Zeit mit verschiedenen aneinander hängenden Arbeiten auszuführen sucht. In dieser Absicht kann ein Auszug aus der Bibel überhaupt weder unnütz, noch schädlich genannt werden. Das wahrheitliebende Publikum wird nur gerne gewisse Regeln bey einer solchen Unternehmung beobachtet sehen, und wo es diese beleidigt findet, alsdenn nur diesen und jenen Auszug oder den fehlerhaften Theil desselben, nicht aber einen jeden Auszug überhaupt verwerfen. Der Herr Verfasser, welchem diese Regeln nicht unbekannt seyn konnten, versichert, daß er mit aller gewissenhaften Treue und Unpartheilichkeit diesen seinen Auszug verfertigt habe. Alsdenn ist nur noch die Frage von der Brauchbarkeit desselben übrig. Herr Basedow bestimmt ihn der Jugend, zur Erleichterung ihrer Einsicht in das Ganze der Schrift; den vernünftigen Zweiflern und Naturalisten von der bessern Gattung, um auch diesen das Urtheil über das Archiv der Religion zu erleichtern; endlich auch allen Christen, welche die Bibel selbst lesen, zur erbaulichen Wiederholung ihres Hauptinhalts.

Aus den Büchern des A. T. ist ein Kapitel nach dem andern vorgenommen und verkürzt worden. Denjenigen, der die Bibel gelesen hat, und mit ihrem Inhalte schon ziemlich bekannt ist, wird alles in diesem Auszuge verständlich seyn. Viele Stellen aber, auch in der Geschichte, werden in der Schrift selbst aufgesucht werden müssen, wenn

der

der Begrif davon deutlich werden soll. Der angenehme und zugleich faßliche Ton der Erzehlung hätte vielleicht besser beobachtet werden können, wenn es dem Herrn Verf. gefallen hätte, darauf etwas mehr Fleiß zu verwenden. Z. E. Joseph war seinem Vater lieber als alle Brüder; auch erzehlte er ihnen einen Traum folgendes Inhalts: Er hätte mit ihnen Garben auf dem Felde gebunden ꝛc. Eine kleine Veränderung etwa auf diese Weise: Joseph war seinem Vater lieber, als alle seine Brüder, weswegen diese ihn haßten. Ein paar Träume, die ihnen Joseph erzehlte, brachten sie noch mehr wider ihn auf ꝛc. würde der ganzen Erzehlung mehr Licht und Zusammenhang geben. Eben so kann man in der Unterredung Josephs mit Pharao nicht deutlich genug hören, daß ihm die Versorgung Aegyptens in der befürchteten Theurung aufgetragen wird. Dergleichen Stellen sind mehr, wo es uns vorkommt, als ob der Herr Verf. blos verkürzt, und noch dazu sehr eilend verkürzt hätte.

Das Buch Hiob ist mit einigen erklärenden Zusätzen begleitet. Der Herr Verf. behauptet, daß dieß Buch eines der dunkelsten des A. T. sey; darin werden ihm andre beystimmen; aber, da sie den Ursachen dieser Dunkelheit nachzuspüren wissen, doch noch vieles darin aufklären können. Weil der Herr Verf. so sehr mit seiner Arbeit geeilt, so hat er sich auch bey diesem Buche die Erklärungen einiger neueren Schriftforscher nicht zu

pfer, Erhalter und Beherrscher der Welt erkannt habe, wäre es traurig und gefährlich, wenn ich zweifeln wollte, ob Gottes Allmacht, Allwissenheit und Allgüte sich auch bis zur Erhaltung der menschlichen Seelen zu einer ewigen Glückseligkeit erstrecke.

Das IV. Stück beantwortet Fragen über die Pflichten gegen Gott, den Gehorsam, die Liebe, die wir ihm schuldig sind, und um derentwillen wir auch die Wohlfahrt aller lebendigen Wesen, besonders aller Menschen, gerne sehen und befördern müssen; das Vertrauen, Gebet, die Beförderung der göttlichen Ehre, den gottseligen Glauben, die Befolgung und sorgfältige Prüfung des Gewissens. Die Begriffe vom Eide, Eidbruch und Meyneide, von Religion, Aberglauben und dessen Arten, dem Atheismus und der Abgötterey, imgleichen die ersten Gründe zur Prüfung und Beurtheilung einer göttlichen Offenbahrung werden hier zugleich entwickelt. Die Pflichten gegen uns selbst (Vtes Stück) sind vornehmlich: Erhaltung unsers Lebens und aller seiner Fähigkeiten und Rechte, Selbstvertheidigung, Erwerbung der Liebe und des Beyfalls, Bestreben nach Erkenntniß, Arbeitsamkeit, die Sparsamkeit, Keuschheit, Mäßigkeit, die Geduld und Sanftmuth, die Entfernung vom Geitz, Ehrgeitz, Haß und thörichter Verliebung, das Bestreben nach guten Gewohnheiten, und eine unaufgeschobene Besserung. VItes Stück von den Pflichten gegen andre. Die tugendhafte Nächstenliebe besteht in

einem

bleiben, wenn auch der Verstand angenommen wird, daß darin die Ankündigung der Befreyung der Juden durch Cyrus, und die Aussichten in die spätern Zeiten des Meßias und der großen Heidenbekehrung neben einander stehen. Aber die Hermeneutik, welche ohne ausdrückliche Kennzeichen, und ohne Nothwendigkeit, einen doppelten Sinn der Weissagungen anzunehmen befiehlt, hat aus guten Gründen schon vieles von ihrem Ansehen verlohren. Will der Herr Verf. ihr wieder aufhelfen, so wünschen wir ihm kein Glück zu diesem Unternehmen.

Von einigen **Psalmen** ist der Auszug so gemacht, daß man dadurch nichts von ihrem Inhalte erfährt. Z. E. vom 105. und 106ten Psalm: „Danket dem Herrn; denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Hilf uns „Herr, unser Gott, und bringe uns zusammen „aus den Heiden.„ — Wäre es nicht besser gewesen, statt dessen zu sagen: Im 105 Psalm werden die Thaten Gottes unter den Israeliten in den Zeiten ihrer ersten Väter und in Aegypten besungen. Der 106te beschreibt die Strafgerichte Gottes über das sündige Volk, und zugleich seine schonende Barmherzigkeit, die er gegen dasselbe bewiesen?

Aus den Büchern der **Chronik** ist nur Eins und das Andre angeführt, weil sie mit den Büchern Samuels und der Könige einerley Inhalt haben. Das Hohe Lied hergegen, welches Herr Basedow für ein vortreflich orientalisch Gedicht

von der Liebe hält, ist ganz übergangen. Noch ein kleiner Fehler, der uns am Schlusse des Propheten Maleachi von ungefähr in die Augen fällt: — Daß ich nicht komme und das Erdreich mit den Bäumen schlage. Im Grundtexte und in der Uebersetzung steht: mit dem Banne.

Der Geschichte des N. T. ist wiederum eine noch mehr verkürzte Geschichte der Israeliten vorgesetzt. Die Geschichte Christi ist aus den vereinigten Erzehlungen der Evangelisten gezogen, und die Stellen sind jedesmal angeführt. Die Art der Erzehlung sowohl hier, als in den Geschichten der Apostel, scheint uns vor der ausgezogenen Geschichte des A. T. Vorzüge zu haben.

Zu den Briefen der Apostel hat der Herr Verf. einige Anmerkungen hinzu gefügt, in denen er zum Theil seine besondern und abweichenden Meinungen zu bestätigen sucht. Diese bey Seite gesetzt, finden wir oft manche dunkle Schriftstelle gut und richtig aufgeklärt. Bey manchen ist aber auch eine leicht zu vermeidende Dunkelheit geblieben. Z. E. Gleich die ersten drey Kapitel des Briefes an die Römer, sind in dem Auszuge nicht so deutlich, wie sie im Texte selbst sind.

Der Hauptsatz des Apostels und die aneinander hängenden Schlüsse, die ihn beweisen, sind nicht hinlänglich unterschieden. — Alle Menschen theilen sich in zwey große Haufen. Der eine besteht aus denen, die nach dem Lichte der Natur und der Philosophie handeln müssen; der andre

begreift

VI.

Die Religion Israels in einem Auszuge ihrer heiligen Bücher, von Joh. Bernh. Basedow, Königlich Dänischen Professor.

Berlin und Altona 1766.

Die altchristliche Religion in einem Auszuge aus den Evangelisten und Apostelgeschichten, von J. B. Basedow, Kön. Dän. Professor.

Berlin und Altona 1766.

Die Lehren der Apostel in einem Auszuge ihrer Briefe, mit einigen Anmerkungen, von J. B. Basedow, Kön. Dän. Prof. der Philosophie.

Altona 1766.

Da der Herr Professor diese drey Bücher als einen vollständigen Auszug der H. Schrift der Welt mittheilt, so wird es uns erlaubt seyn, sie unter diesem Eins in unsern Anzeigen zusammen zu setzen. Sie gehören in den Plan der Un-

Herr Verf. den Inhalt dieser Briefe vorstellt, und was er in den Anmerkungen, die größtentheils mehr dogmatisch, als exegetisch sind, über die Wahrheiten der Lehre des Evangelii sagt. Wir wünschen, daß die Einsicht und Erbauung vieler Christen dadurch befördert werden möge; und wenn der Herr Verf. an dieses Werk einen wiederholten Fleiß wendet, so wird er es vielleicht selbst zur grössern Vollkommenheit bringen; weil doch wohl kein andrer in den von ihm gewählten Plan glücklich hineintreten kann.



VII.

Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Erste und zweyte Sammlung.

Schleswig und Leipzig, bey J. F. Hansen 1766. 334 Seiten in 8.

Wie mancherley Merkwürdigkeiten giebts nicht in der Litteratur, und wie viel Neues ist nicht da noch zu entdecken! Es wird also wohl niemand sonderlich befremden, wenn er am Ende der ersten Sammlung dieser Briefe die Nachricht lieset, daß die Herausgeber schon einen sehr beträchtlichen Vorrath in Händen haben. Vier

Samm-

Sammlungen (heißt es) sollen jährlich ausgegeben werden, und keine Gattung der Kenntnisse bleibt davon ausgeschlossen. Wir glauben gerne, daß die Verfasser (denn diese sind doch wohl von den Sammlern nicht getrennt) schon eine ziemliche Reihe von Jahren werden schreiben, und doch immer noch genug aufzuzeichnen finden können. Möchte doch ihre Bemühung durch nichts unterbrochen werden! Aber wie sehr haben wir nicht Ursache, zu befürchten, daß solches schon geschehen sey, da in zwey Jahren erst drey Sammlungen erschienen sind. Die dritte Sammlung ist 1767 heraus gekommen, und damit der erste Band, hoffentlich aber doch nicht das ganze Werk, beschlossen worden.

In dem 1 Briefe (aus Freyberg) werden Betrachtungen über Abbts Buch **vom Verdienst** angestellet. Man findet hier verschiedene schöne Anmerkungen über diese lesenswürdige Schrift, deren Verfasser in einem Alter von etwa 25 Jahren schon ein Lehrer ganzer Völker seyn konnte. Was durfte man sich von ihm nicht versprechen, wenn er länger gelebt hätte. Doch, sie ists nicht werth, so eine Welt, wie diese, daß Männer von Verdiensten alt darin werden. Verkennt man sie nicht fast aller Orten? — — Ein paar Anmerkungen in diesem Briefe haben uns vorzüglich gefallen. S. 6. wird gesagt, daß es dem menschlichen Geschlechte gut seyn würde, „wenn künftige Geschichtschreiber ihren Maasstab zu den verschiedenen Gattungen des Verdienstes mit dem

„hier gegebenen in etwas nähere Gleichheit, als „gewöhnlich, bringen wollten.„ Eben so auf der 12 S., daß Bücher von einer solchen Gattung auch sehr geschickt seyn würden, „die Gedanken „junger Prinzen auf edlere Zwecke zu richten, und „schönere Entschließungen in ihnen zu erzeugen, „als der ihnen so oft unbedachtsamer Weise in die „Hände gegebene Curtius, nebst andern seines „gleichen.„ Bey dieser Gelegenheit gedenkt der Verfasser des Briefes noch einer vierten Klasse von Eroberern, deren Abbt nicht erwähnt; das sind nämlich solche, die aus bloßer Verlegenheit um eine wichtige Beschäftigung auf das Kriegführen verfallen.

Nachdem nun verschiedenes zum Lobe dieses Schriffstellers angeführet worden, so wird auch eins und das andere an seiner Schrift getadelt. Erstlich ist man mit seiner Definition vom Verdienste nicht recht zufrieden, und macht daher eine andere. Wir wollen sie beyde hersetzen.

Abbt nennt das Verdienst: „Handlungen, „oder überhaupt Thätigkeit, die andern zum Nu„tzen aus eigener Entschließung und reinen Absich„ten, oder, was einerley ist, aus Wohlwollen zu „einem erheblichen Zwecke durch Seelenkräfte aus„geübt worden.„

Der Verfasser des Briefes definirt dahingegen S. 15. so: „Handlungen oder Thätigkeit andern „zum Nutzen, aus reinen Motiven durch Seelen„kräfte ausgeübt.„ Oder kürzer: „Die Tugend „in Beziehung auf andere Menschen.„ Und

S. 16.

S. 16. noch genauer: „Der Werth unserer Tu„gend in Absicht auf andere Menschen.„

Die Ursachen zur Veränderung der Definition werden S. 13. und 14. angeführt: „Der Be„griff: aus eigener Entschließung; liegt noch ein„mal (und ist also hier überley) in dem Ausdru„cke: aus reinen Absichten; oder richtiger gesagt: „er soll darin liegen *). Denn das Wort Absicht „ist nicht das rechte, und diesem Fehler wollte der „Verfasser, weil er ihn vermuthlich fühlte, durch „obigen Zusatz vielleicht abhelfen. Absicht im ei„gentlichen Verstande (den es in einer Definition „von rechtswegen haben soll, und hier wegen der „nachher ausdrücklich genannten Zwecke haben „muß) ist wohl: Die Richtung der Seele auf einen „Zweck;

*) Das dünkt uns nicht. Wird nicht oft eine Entschließung durch Ueberredung oder Vorstellungen anderer in uns gewirket? Setzt aber eigene Entschließung nicht zum Voraus, daß sie von mir selbst allein herrühren? Und können nicht in beyden Fällen reine und unreine Absichten statt finden? Wir räumen gerne ein, daß dieser Begriff aus der Definition hätte wegbleiben können, denn er betrift nur einen höheren Grad des Verdienstes; und die verschiedenen Grade kommen hier nicht in Betrachtung. Aber wir können nur nicht finden, daß er noch einmal in dem Ausdruck: aus reinen Absichten; liege oder liegen solle. Absicht und Entschließung sind zwar immer mit einander in Gesellschaft, aber es sind doch ganz verschiedene Dinge, die hier durch die Zusätze eigen und rein noch mehr verschieden werden.

„Zweck; und kann in solcher Bedeutung weder „rein noch unrein heißen *) — — Auch der Zu„satz: zu einem erheblichen Zweck; sollte billig „weggeblieben seyn. Schon vorher heißt es: an„dern zum Nutzen; und das ist allemal ein erheb„licher Zweck. Denn obgleich diese Erheblichkeit „sehr verschieden ist in ihrem Maaße, so darf doch „hier auch nicht der allergeringste Grad derselben „ausgeschlossen bleiben. — —„

Warum in der Definition unsers Briefes Motiven statt Absichten gebraucht worden, davon lieset man S. 14. dieses: „Bewegungs„gründe möchte vielleicht ein anderer gesagt ha„ben. Der Verf. (Abbt) aber mag diesem „schlecht erfundenen Worte vermuthlich eben so „wenig gut seyn, als ich ihm bin. Bey einem „Grunde pflegt man sich eine Ursache der Un„beweglichkeit, nicht aber der Bewegung vorzu„stellen

*) Auch hier sind wir mit dem Verfasser nicht von gleicher Meynung. Die Richtung der Seele auf einen Zweck (wenn dies die Definition einer Absicht seyn soll) kann allerdings rein oder unrein genannt werden, je nachdem der Zweck diese oder jene Beschaffenheit hat. Wird nicht bey Ausführung eines Lasters die Seele auf diesen Zweck gerichtet? Und geschieht das nicht auch bey Ausführung einer Tugend? Haben wir nun da nicht reine und unreine Absichten? Die bloße Richtung der Seele kann freylich weder so, noch so seyn; aber sobald sie eine Absicht wird, nimmt sie die Beschaffenheit ihres Zweckes an.

„stellen *). Motiven wäre unstreitig das rech„te. —— „ **)

S. 17. wird die gegründete Anmerkung wider Abbt gemacht, daß man gegen die Anrufung der Heiligen aus der Vernunft Beweises genug habe, so lange ihre Gegenwart bey uns nicht erwiesen werden kann. Die folgende Anmerkung auf dieser Seite bey Gelegenheit des Nervenastes ist wohl ein wenig zu weit hergeholet.

Die

*) Aber es liegt ja in dem Begriffe, den man sich von einem Grunde machet, zugleich die Ursache der Unbeweglichkeit; warum sollte man denn nicht die Ursache einer Bewegung, diese sey nun mechanisch und physisch, oder moralisch, auch den Grund derselben nennen können? Wenigstens glauben wir, daß man sich doch lieber eines so allgemein bekannten Wortes bedienen, als seine Zuflucht zu einem fremden, wie Motiven, nehmen müsse.

**) Nur noch eine kleine Anmerkung über die Definition vom Verdienste. In beyden Definitionen finden wir den Ausdruck: durch Seelenkräfte ausgeübt; ist aber das nicht überflüßig? Welche Handlung verrichtet der Mensch ohne Hülfe der Seelenkräfte? Wir würden nun etwa so definiren: Handlungen oder Thätigkeit andern zum Nutzen aus reinen Absichten ausgeübt. Eigentlich aber und genau müßte es wohl heißen: Handlungen, wodurch man sich seine Nebenmenschen verbindet. Denn solche Handlungen nur werden ein Verdienst; und diese Definition kommt derjenigen am nächsten, die in dem Briefe auf der 16 S. gegeben worden.

Die übrigen Fehler, deren dieser Schriftsteller beschuldiget wird, betreffen einige Sprachunrichtigkeiten. Unser Verfasser wünscht, daß irgend ein Recensent ihn auf dergleichen kleine Fehler aufmerksam machen möge *). Nun, da er

*) Es wird denn uns, als Recensenten, auch erlaubt seyn, einige ganz kleine Undeutschheiten in diesem Briefe anzumerken. S. 4: Die Autorität eines Pabstes zu erhalten über eine nicht kleine Anzahl derjenigen,; statt: die Autorität eines Pabstes über —— —— derjenigen zu erhalten. S. 8: Welche reichen Stoff enthält zu einem ganzen Buche; statt: zu einem ganzen Buche enthält. S. 9: Noch kein eigentlicher Geschichtschreiber gefunden für einen Fürsten; statt: für einen Fürsten gefunden. S. 10: Neue Aussichten öffnen in die noch unbekannten Gegenden der Regierungskunst; statt: neue Aussichten in — — Regierungskunst öffnen. S. 12: So auf das Kriegführen verfallen aus purer Verlegenheit um eine interessante Beschäftigung; statt: so aus — — Beschäftigung auf das Kriegführen verfallen. S. 20: Das ich empfand bey einigen Sonnenstralen eines erhabenen Herzens; statt: das ich bey — — Herzens empfand. Und dergleichen mehr. Sind solche Constructionen nicht undeutsch? Vielleicht können sie durch die Bemühung, eine verschiedene Schreibart in den Briefen zu beobachten, entstanden seyn; aber uns dünkt doch, daß dieser Zweck hätte erreichet werden können und müssen, ohne jenen Fehler zu begehen.

todt ist, würde es ein Freund von ihm bey einer neuen Ausgabe des Buches thun müssen.

Der 2, 4 und 5 Brief (die beyden ersten aus London, der letzte vom Lande) beschäftigen sich mit einer Vertheidigung der Feyenkoniginn von Spenser gegen einige Critiken des Warton in seinen Observations on the Fairy-Queen. In diesen drey Briefen finden sich überaus viele gründliche Anmerkungen. Weil Spenser sein Gedicht nach dem Muster des Ariost in seinem Orlando furioso gebildet hat, entgeht auch dieser Dichter Wartons Angriffen nicht, und hat also auch gelegentlich einigen Theil an der Vertheidigung in unsern Briefen. Der engländische Kunstrichter bemerkt unter andern an dem spenserischen Gedichte, daß der Prinz Arthur, welcher doch der Hauptheld seyn, und alle zwölf Rittertugenden in seiner Person vereinigen soll, ein bloß untergeordneter und Nebencharakter sey. Er leistet zwar den übrigen zwölf Rittern Beystand, und sie siegen durch seine Hülfe; aber ein bloßer Beystand ist nicht hinlänglich, und ein so kleines Nebenverdienst sticht gar zu sehr gegen die Belohnung ab. Die zwölf Ritter thun zu viel, und Arthur thut zu wenig. Dieser Einwurf wird S. 51. widerlegt. Man müsse (heißt es da) den Plan des Spenser „als einen großen geraumigen Turnier„platz betrachten, der durch zwölf abgesonderte „Schranken, die alle ihr eigenes Ziel, ihren eige„nen aufgesteckten Kranz haben, bis zu dem Haupt„ziele, der Gloriana, in den äussersten Schranken

„hindurch

„hindurch leitet. Die Helden treten auf. Der „erste dringt in die vordersten Schranken; er „kämpft mit dem Ungeheuer, das ihm darin auf„stößt; bald wird er erliegen: aber Prinz Arthur „ist nicht ferne; mit siegreicher Hand eilt er her„bey; der Ritter siegt und dankt seinem Erretter „sein gutes Glück. Der nämliche Zufall führt „Arthurn in die zweyten, dritten, vierten Schran„ken ꝛc.; alle Gefahren werden durch seinen Beystand „überwunden, und er ist der einzige, der sich rüh„men kann, die ganze Laufbahn zurück gelegt zu „haben — — „ *).

S. 25. wird in einer Note wider den pedantischen Geist der Deutschen geeifert, und S. 66. und 68. werden einige Stellen aus dem Pigna abgeschrieben, welche die Manier des Ariost, von der

*) Vielleicht möchten wir in diesem Falle wohl auf Wartons Seite treten. Es scheint in der That, daß der Prinz Arthur nicht so viel thue, als die andern Helden. Wie leicht kann einer in dem Zweykampfe mit einem Ungeheuer matt werden, und beynahe erliegen. Und wie leicht kann nicht ein anderer, der noch nicht gekämpft hat, ein solches Ungeheuer, das doch durch die Länge des Kampfes auch wohl etwas abgemattet worden, erlegen. Wer weiß, ob nicht Arthur ebenfalls unterliegen müßte, wenn er vom Anfange an mit diesem oder jenem Ungeheuer kämpfte? Jetzt kommt er nur, wenn die größte Noth es erfodert, dem ermüdeten Helden zu Hülfe, und dadurch erwirbt er sich unsers Bedünkens noch kein Recht auf alle Belohnung.

der Meinhard in seinen Versuchen über die italienischen Dichter nicht genug gesagt hat, am besten ins Licht setzen. Auf der 75 S. finden wir noch diese artige Anmerkung, „daß den Kunstrichtern überhaupt ein mehr allgemeiner Geschmack „zu wünschen wäre; ein Geschmack, der auf kein „Weltalter eingeschränkt ist, und für kein Volk „eine bestimmte Prädilection hat.„

Der 3 Brief (aus Zürch) enthält eine ironische Vertheidigung gewisser, vor nicht gar langer Zeit im Schweizerlande herausgekommenen Trauerspiele. Kurz nach diesen kam ein so genanntes politisches Drama: **Julius Cäsar, herausgegeben von dem Verf. der Anmerk. zum Gebrauch der Kunstrichter;** zum Vorschein. Dieses Drama rühret auch von dem Verf. jener Trauerspiele her, und gegenwärtiger Brief soll bey dessen Uebersendung an den jetzt erwähnten Verf. der Anmerkungen geschrieben seyn. Er ist lustig zu lesen. Die schweizerische und dieseltsame hamannische Schreib- und Denkart, die in nur besagten Anmerkungen herrscht, ist in dem Briefe sowohl, als in den beygefügten Stellen aus der Antwort nachgeahmt; doch hätte vielleicht letzteres aus gewissen Ursachen lieber wegbleiben mögen.

In dem 6 Briefe (aus Kopenhagen) wird die Geschichte einer in London errichteten Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Künste und Handlung nach einer in dem Année litteraire befindlichen so betitelten Relation abrégée de l'ori-

 gine,

gine; des progrès; & de l'état actuel de la Société etablie à Londres en 1754 &c. erzehlet. Am Ende ist aus eben demselben Journal eine Nachricht von der Statue Königs Friedrichs V. beygefüget, welche die asiatische Handelskompagnie hier in Kopenhagen errichten lässet *). Auch wird darin von der nahe an dem Markte, wo diese Statue ihren Platz bekommt, im Bau stehenden kostbaren Kirche geredet.

Der 7. Brief (aus Freyberg) verräth einen Mann, der eine gute Kenntniß von der deutschen Sprache besitzet. Es wird darin von Gottscheds Probe eines deutschen grammatischen Wörterbuchs geredet. Der Verfasser findet verschiedenes in dem Buche, das seiner Meynung nach wohl hätte wegbleiben können, und ist auch mit einigen Wörtern nicht allerdings zufrieden. Bey dem Worte abändern fragt er: Ob es etwas anders bedeute, als ändern? und will das überflüßige ab herausgeworfen haben. Eben der Meynung ist er auch in Ansehung des Wortes abkopiren. Das Wort Gegenstand, dessen er S. 92. beyläufig gedenkt, will ihm auch nicht gefallen. „Ohne mich (sagt er) jetzt bey dem Worte „Stand aufzuhalten, so deutet die Partikel gegen „gewöhnlicher Weise etwas ganz anders an, als „das, was sie hier andeuten soll, wie z. E. in Ge-
[illegible] „gan-
[illegible]

*) Der Guß dieser prächtigen Statue geschahe am 2 März dieses 1768 Jahres.

„gengift, Gegenmittel, Gegenwehr, und so „weiter.„ *)

Daß alle fremde Wörter ohne Unterschied aus der deutschen Sprache verbannt werden sollen, ist weder Gottscheds noch unsers Verf. Wille. Dieser sagt davon unter andern. S. 97: „Beson„ders hat der Gebrauch ausländischer Wörter uns „manche von unsern eigenen in Ehren und Wür„den erhalten, und vor vieler Verunehrung be„wahret; der sie ausserdem schwerlich entgangen „seyn würden.„ S. 99. lesen wir noch folgende richtige Anmerkung: „Ueberhaupt macht man sich „um ein Volk verdient, wenn man etwas zu der „Vollkommenheit und Dauer seiner Sprache bey„trägt. Ihre Mängel haben unvermeidlichen „nachtheiligen Einfluß auf die Denkart desselben;

*) So sehr wir in Ansehung der Wörter abändern, abkopiren, auf unsers Verfassers Seite sind, so wenig können wir es in Ansehung des Wortes Gegenstand seyn. Ein jedes Ding, auf welches unsere Seele ihre Aufmerksamkeit richtet, können wir allemal als etwas betrachten, das vor uns steht, oder sich gleichsam gegen uns stellet. Diese beyden Begriffe haben ohne Zweifel jenes Wort erzeuget, und uns dünkt, daß die Sache dadurch recht gut ausgedrückt werde. Könnten wir jederzeit so verständliche Wörter den Fremden in unserer Sprache entgegen setzen, so möchten diese nur immer wegbleiben. Warum soll man ihre Anzahl ohne Noth häufen? Es giebt ja der Fälle genug, wo man ihrer nicht ganz entbehren kann.

„und ihr Untergang," so langsam es damit auch „zugehe, ziehet noch wichtigere Folgen nach „sich 2c.„ *)

In dem 8. und 11 Briefe (beyde aus Kopenhagen) wird hauptsächlich von der alten nordischen und runischen Dichtkunst geredet; die Anleitung dazu sind aber die von Macpherson herausgegebenen Gedichte Ossians gewesen. In einem so betitelten Memoire sur les poëmes de Mr. Macpherson wird das Alter dieser Gedichte sehr bestritten, und der Verf. des Briefes erklärt sich ebenfalls wider sie **). Darauf wird aus den Reliques of Anciens english Poetry ein Lied ganz mitgetheilt, und diesem folgen vier aus dem Kiempe-Viser (einer wiewohl ziemlich verfälschten Sammlung alter dänischer Gedichte) übersetzte Lieder, welche man

*) Wir müssen von der Schreibart in diesem Briefe eben das anmerken, was wir oben bey Gelegenheit des ersten Briefes schon gesagt haben. Aber dies bestärkt uns auch noch mehr in unserer Meynung, daß nämlich die Verfasser durch die Bemühung, jeglichem Briefe seine eigenthümliche Schreibart zu geben, in diesen Fehler (denn dafür halten wir es noch) gefallen. Gegenwärtiger Brief ist, wie der erste, aus Freyberg, und soll vermuthlich von eben demselben Mann geschrieben seyn, daher die Schreibart sich auch in beyden Briefen ähnlich ist.

**) Es ist vieles für und wider das Alter und die Wahrheit dieser Gedichte geschrieben worden. *Sie seyn indessen alt oder neu, so sind sie doch schön.*

man nicht ohne Vergnügen lesen wird. Um die alte nordische Litteratur überhaupt hat sich O. Worm in seinem Buche: Danica litteratura antiquissima; sehr verdient gemacht. Aus dieser Schrift wird im 11 Briefe vieles angeführt, und zum Beschluß das schöne Befreyungslied eines isländischen Soldaten und Skalden, Eigill Scallagrim, ins Deutsche übersetzt. Dieser hatte den Sohn des Königs Erich Blodöre im Treffen erschlagen, und sollte nun, da er gefangen ward, wieder sterben; er rettete aber mit diesem Liede sein Leben und seine Freyheit.

Der 9 Brief (aus Berlin) handelt sehr weitläuftig über die von Fäst herausgegebenen Abhandlungen über wichtige Begebenheiten aus der alten und neuern Geschichte. Ueber dieses Buch sind viele gründliche und lesenswürdige Anmerkungen gemacht worden; es läßt sich aber nicht wohl ein Auszug davon machen, weil sie immer denjenigen Stellen aus gedachter Schrift beygefüget sind, die Anlaß dazu gegeben haben. S. 118. lesen wir folgendes Urtheil über diese Abhandlungen überhaupt: „Es war ein „höchst lobenswürdiger Einfall, einzelne Theile aus „der Geschichte heraus zu heben, und sie uns in „der Form politischer und moralischer Abhandlun„gen zurück zu geben. Keine Methode kann schick„licher seyn zur Aufklärung mancher dunkeln, und „von gewissen allgemeinen Geschichtschreibern zu „sehr vernachläßigten Epoche. Noch weit interes„santer, wenn irgend ein wohlgesinnter Mann

„einen prüfenden Blick auf die geheimen Triebfe„dern der Geschichte seiner eigenen Zeit werfen woll„te oder dürfte!“ Zu beyderley Unternehmungen „gehören inzwischen sichere Quellen; ein Kopf ohne „Vorurtheile, und ein praktischer Verstand; eins „oder das andere scheint dem Verf. zuweilen ge„fehlt zu haben. Seine Quellen sind zwar oft „gut, aber er hat sie genommen, wie er sie fand, „und manchmal nützt er sie nur halbigt. Hat er „sich der historischen Tiraden nur als des Stoffes „bedienen wollen, in welche er Blumen der Sit„tenlehre und Staatskunst hinein wirken möchte; „so mußte seine Erzehlungsart weniger weitschwei„fig seyn, und sich durch Ordnung, Simplicität „und Zusammenhang empfehlen. Der Anlaß zu „seinen eingestreuten Betrachtungen mußte nicht „gesucht werden, sondern aus der Materie selbst „hervor dringen. Und schließlich mußten diese „Betrachtungen mehr innern Werth, mehr Eigen„thümliches und Neues, und weniger Deklama„tion haben. —„

Nur die Abhandlung über die Geschichte von Carthago wird in diesem Briefe betrachtet. Ein paar vielleicht nicht ganz allgemeine Gedanken wollen wir doch abschreiben. S. 121. lieset man dieses: „Ich sehe nicht, wie man eine Regierung „tadeln könne, daß sie einen gewissen Grad des „Reichthums bey denen verlangt, welche der Re„publik vorstehen sollen. Kann es schädliche Fol„gen haben, wenn jemand unter gewissen Neben„bedingungen Reichthum besitzen muß, um das „Ruder

„Kinder zu führen, so kann es noch weit schädli-„chere Folgen haben, wenn ein Armer zu diesem „Posten gelangt. Er kann wünschen, reich zu „werden, und dieser Wunsch ist sehr natür-„lich. — — Der Privatmann, welcher Schä-„tze wünscht, um einst zu herrschen, wird mir we-„niger fürchterlich, als der arme Regent, der sich „bereichern will. — —„ Und S. 131. heißt es bey Gelegenheit der in Carthago üblich gewese-nen Kinderopfer: „Diese Kinderopfer waren ein „Stück des Gottesdienstes. Sie hofften ihren „Göttern dadurch angenehm zu werden; und wenn „ich ihre Blindheit beklage, so bewundere ich zu-„gleich ihre Frömmigkeit, daß sie eines solchen Be-„wegungsgrundes wegen die Stimme der Natur „haben ersticken können. So urtheile ich als ein „billiger Mann; und der allgütige Gott sollte die „fromme Absicht, so unglücklich sie immer war, „mit dem Untergange Carthagens gestraft ha-„ben? —„

Von Fasis Style wird S. 133. geredet, und dabey A. Buchners Urtheil von der affektirten fremden Ortographie angeführet.

In dem 10 Briefe (aus Kopenhagen) über-sendet der Verf. seinem Freunde einige neue Bü-cher. Darunter sind Brünichs Ornitheologia borealis, und seine Entomologia sistens Insecto-rum tabulas systematicas &c.; Bonnets Con-templation de la nature, und dergleichen mehr. Die erste Schrift entdeckt einige Fehler, die der Bischof Gunner im 3 St. der drontheimischen

Sammlungen in Verwechselung einiger Vögelarten begangen hat. Der Verf. des Briefes sagt von jedem Buche kürzlich seine Meynung, und giebt insonderheit auch Bonnets Schrift das verdiente Lob.

Der 12 Brief (an Hrn. B. *) in Fetz) mit welchem die erste Sammlung dieser Briefe beschlossen, und die zweyte angefangen wird, besteht aus Betrachtungen, oder Kritiken, oder Anmerkungen über die Briefe, die neueste Litteratur betreffend. Die Schreibart derselben ist dem Verf. ziemlich recht, aber ihr kritisches Verdienst dünkt ihm desto geringhaltiger. Mit einiger Einschränkung, in Absicht auf den schreibenden Theil, kann das S. 167. befindliche Urtheil über besagte Briefe vielleicht wohl richtig seyn: „Sie sind dem lesenden Theil in einem hohen „Grade, dem schreibenden aber nicht im mindesten „nützlich gewesen.„

Auf der 168, und folgenden S. werden Hamanns Gedanken über diese Briefe aus einer seiner kleinen Schriften (wir wissen nicht genau welcher?) abgeschrieben. Nachher werden die Kritiken über verschiedene Schriftsteller, als: die Karschinn (über deren Gedichte die Kritik wirklich seltsam

*) Vermuthlich Barisien, der ehedem und bis kurz vor seinem Tode dänischer Consul in Fetz war. Wir schliessen dieses auch aus dem Anfange des Briefes, der sich auf ein gewisses Stück im nordischen Aufseher zu beziehen scheint.

ltsam war) Zachariä, Cramer, Dusch; un-
rsucht, und die beyden letzten, insonderheit aber
ramer gegen die Kunstrichter vertheidiget. Zu-
eilen sind auch eigene Anmerkungen über diesen
der jenen Schriftsteller mit eingestreuet worden.
n dem ganzen Briefe wird die Schreibart der
rliner Briefe so ziemlich nachgeahmt *).

*) Wir gerathen hier in die Versuchung ein wenig auszuschweifen; aber wir sagen es nun vorher, daß wir blos ausschweifen wollen. Der Leser kann also diese Anmerkung, wenn es ihm gefällig ist, sicher überschlagen.

Es sind der kritischen Bibliotheken, Journale, Zeitungen, und wie sie alle heißen, so viele, und sie sind alle so sehr von einander verschieden, daß man wohl fragen möchte, welche Gattung die beste sey. Der eine Kritikus, Recensent oder Kunstrichter betrachtet blos die fehlerhafte, der andere nur die gute Seite eines Verfassers; hier erzehlt man allein historisch, dort ist man zugleich kritisch; dieser schreibt in einem gesetzten und ernsthaften Ton, jener aber aufgeweckt und spottend; der eine machts lang, und schreibet beynahe sein ganzes vorhabendes Buch ab, ein anderer läßt uns dahingegen nichts weiter, als den Hauptinhalt, wissen, u.s.w. Fast allen diesen verschiedenen Gattungen aber mangelt, wo nicht immer, doch sehr oft, eine der wichtigsten Eigenschaften eines Kunstrichters, nämlich: die Unpartheylichkeit. Was ihre Freunde und Anhänger schreiben, das ist alles schön; und das ist eben kein Wunder. Wer ist nicht blind bey seinen Freunden? — Denjenigen hingegen, der nicht

In dem 13 Briefe (aus Kopenhagen) wird von dem Gesange eines Genius geredet, welcher
in

nicht unter diese kleine Anzahl gehöret, den betrachten sie entweder so, wie er ist, oder so, wie er ihnen empfohlen oder vorgestellet wird. Ist man aber gar in der Zahl ihrer Feinde, so ist alles, auch das Gute, schlecht; und das ist wieder kein Wunder. Wir sind Menschen, Geschöpfe, die sich von Leidenschaften regieren lassen. Wie gerne wollen wir uns nicht an unsern Feinden rächen, oder sie doch wenigstens unsern Zorn etwas empfinden lassen? —— Aber wie kann denn ein gelehrtes Journal diesem und andern Fehlern entgehen? Wie kann es dem schreibenden und lesenden Publikum am meisten nützen? Und wie kann es beyden am sichersten gefallen? Diese Fragen sind unsers Bedünkens einer ausführlichen Untersuchung wohl würdig, aber unsere Schranken erlauben uns nicht, uns hier einzulassen.

Sollte indessen nicht diejenige Gattung von Journalen die beste seyn, wo dem Leser das wichtigste eines Buches getreu, aber nicht zu weitläuftig, erzehlet wird? Dadurch wird er in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, ob das Buch nach seinem Geschmack sey oder nicht; und ist das nicht genug? Das Publikum fasset doch sein Urtheil über einen Schriftsteller, Trotz allen Kunstrichtern, nach seinem eigenen Gefallen ab. Und um den Beyfall des Publikums allein buhlt doch der Schriftsteller.

Wenn aber ein solches Journal endlich auch kritisch seyn soll, so ist unsers Bedünkens der bescheidene und ernsthafte Ton, mit dem man einem
Ver-

in dem Dom zu Roschild nach der Beysetzung der königlichen Leiche Friedrichs V. gehöret worden. Dieser Genius ist kein anderer als Klopfstock, und sein Gesang ist die schöne Elegie: Roschilds Gräber; von der wir bald mehr sagen werden.

In dem 14 Briefe (von Hrn. L.) und in den vier nachfolgenden, dem 15, 16, 17 und 18, ist eine Abhandlung über den Shakespear enthalten, die durch die deutsche Uebersetzung seiner Werke veranlasset worden. Diese Uebersetzung ist von dem „ernsthaften Wieland, der nun einmal von „seiner langen apathetischen Promenade hinter dem „Gebürge Jura zum Vorschein kommt, und sich „bald durch die unschuldigen Vergnügungen der „Mythologie, bald durch die humorvolle Gesell„schaft des Britten, den man für unübersetz„lich gehalten und so weiter, für die Strenge „der vorigen Zeiten schadlos zu halten sucht.„ In eben

Verfasser seine Fehler (wenn sie nämlich von Wichtigkeit sind) kurz und gründlich zeiget, der beste. Dadurch kann der Kunstrichter hoffen, dem Schriftsteller zu nützen, und der vernünftigere Theil der Leser wird ihm auch beyfallen. Macht man aber die Person eines Schriftstellers lächerlich, oder entdeckt mit Spott und Bitterkeit oft kleine nichts bedeutende Fehler: so beleidiget man den Verfasser; man unterdrückt manchmal ein aufkeimendes Genie; man ärgert den vernünftigen Leser; man legt sehr oft ein öffentliches Zeugniß eines boshaften Herzens ab: und das alles —— nur einer gewissen Gattung von Lesern zu gefallen.

chen diesem Tone fährt der Verf. dieser Briefe weiter fort: „Zwar ist die Gewohnheit ein eigenes „Ding. Wer durch eine vieljährige Uebung, die „Muskeln und Lineamente des Antlitzes in ihrer „Lage zu erhalten, die Augen mit bedachtsamer „Entzückung auf eine Panthea, die nicht ist, „noch seyn wird, noch war, zu richten, die Oh„ren zu den klangvollen Hymnen des empyreischen „Geisterreichs empor zu heben, plötzlich durchbre„chen, und ein Gelächter erzwingen soll: der „mag sich freylich wohl die Seiten lange genug „kitzeln, und eine saure Mine über die andere ma„chen, wenn ihm die fremde Unternehmung so „mäßig gelingen will.„ Gleich nachher fragt sich der Verf. selbst: Ob er nie ordentlich von diesem Manne denken oder schreiben könne? „Er „kreuzt (setzt er hinzu) in so labyrinthischen Mäan„dern umher, daß mir schwindelt, ihm nur nach„zusehen.„

Unter den vielen Fragen, die nach des Verf. Meynung jeder Leser sich bey der Durchblätterung der wielandischen Uebersetzung oft machen muß, dünkt ihm diese am schwersten zu beantworten, wie gerade derjenige, dem es an dramatischem Genie, so wie an den Talenten zum Uebersetzen mangele, sich entschliessen konnte, einen dramatischen Dichter zu übersetzen, bey dem man sein Augenmerk unverrückt aufs Theater, aufs brittische Theater, auf theatralische Stellung und Action, und andere dergleichen Gegenstände richten muß. Aus diesem Eingange wird der Leser schon sattsam er-

kennen,

kennen, was unser Verf. von Wielands Arbeit denkt. Er hält sich auch gar nicht lange bey ihm auf, sondern führt nur am Ende des 18 Briefes einige wenige Fehler an, und die ganze Abhandlung wird S. 307. von den Sammlern mit folgender Anmerkung beschlossen: „Wir kürzen diesen Brief hier mit Erlaubniß des Verf. ab, da „der Rest desselben keinen andern Zweck hat, als „zu zeigen, daß die wielandische Uebersetzung „schlecht sey; wer aber hat das nicht schon lange „gewußt?„ *).

Wir

*) S. 207. sagen die Verf. oder Samml., wie sie Dusch gegen die Berl. Kritik vertheidigen, unter andern: „Dusch ist ein schlechter Uebersetzer; er „ist der Verfasser von einigen mittelmäßigen „Schriften; das wissen wir; und der größte Nachtheil, den wir davon hatten, war, daß wir „diese schlechte Uebersetzungen, und diese mittelmäßige Schriften aus der Hand legten; andern „können sie noch immer sehr brauchbar seyn. „Warum sollten wir einer so geringen Veranlassung wegen ein Geschrey machen, als ob es um „die Ehre Popens und Virgils gethan, oder als „ob Dusch der abscheulichste Schriftsteller „sey? — — Und Dusch wird doch, aller seiner Kunstrichter ungeachtet, beständig einer der „besten Köpfe in Deutschland bleiben —„ Wie wäre es nun, wenn man ihre eigene Worte auf sie und auf Wieland anwendete? Er sey immer ein schlechter Uebersetzer; (vielleicht aber leugnen das noch viele; vielleicht nennen sie ihn doch mittelmäßig; vielleicht ist unter acht Bänden

Hat er nicht allemal die schöne Natur nachgeahmt, so trift man dahingegen eine zwangfreye Natur bey ihm an.

Einige Fehler werden im 17 Briefe eingestanden, welche aber vielleicht auch durch Verfälschung des Textes entstanden seyn können. S. 263. werden Shakespears sämmliche Schauspiele in Tragödien, Komödien, Historien, Pastoralen, Pastoralkomödien und historische Pastoralen abgetheilet, und S. 269. :c. zwey seiner Komödien: die lustigen Weiber zu Windsor, und die Irrungen; ganz zergliedert. Im 18 Briefe lieset man noch verschiedenes von den historischen Schauspielen.

Ueberhaupt sind diese Briefe vorzüglich würdig gelesen zu werden, und verrathen einen Verfasser von überaus feinem Geschmack und kritischer Einsicht.

Der 19. und letzte Brief (aus Kopenhagen) giebt von der dänischen Gesellschaft zur Beförderung des guten Geschmacks, und von den beyden ersten Bänden der von ihr herausgegebenen Versuche eine ausführliche Nachricht *). Die in dem ersten Bande befindlich so genannte neue Edda ist diesem Briefe in einer Uebersetzung ganz beygefügt. Aus Tullins und Hammers Gedichten aber die

*) Wir haben diese beyden Bände theils in dem 3 Bande der fortgesetzten Nachrichten, und theils in dem 1 Stücke dieses dänischen Journals schon angezeiget.

die Seefahrt, und einem kleinen satyrischen Stücke, die Glückseligkeit der Thoren, alle aus dem 1 B. gedachter Versuche, werden einige Proben vorgelegt *). S. 321. wird der Kleenischen Uebersetzung von Tullins Gedichte über die Schönheit der Schöpfung mit dem gebührenden Lobe gedacht. Unter den beyden Preisoden im 2 B. wird der von der Heiligkeit Gottes, und wohl nicht ohne Grund, der Vorzug zuerkannt. Ueberhaupt zeigen die Verf. auch in den Urtheilen über diese Stücke diejenige kritische Einsicht, die man so oft in diesen Briefen wahrnimmt.

Wenn wir zum Beschluß noch unsere Meynung von der Schreibart unserer Briefe sagen sollen, so ist es kürzlich diese: Sie ist manchmal etwas gekünstelt; fremde Wörter werden zu oft, und

*) In diese übersetzten Proben haben sich einige Fehler mit eingeschlichen. Wir wollen nur diese auszeichnen. S. 313: „Schlummre denn ruhig, „meine Seele, im Schooße des Meeres.„ Das sagt Tullin nirgends. An einem Orte sagt er: „Sey nun ruhig mein Geist, da Himmel und „Meer ruhig ist.„ Und an einem andern: „Schlummre denn — aber wie? — ist die „Sicherheit verschwunden?„ Der Anfang des hammerischen Gedichtes ist: „Du Begierde „nach mehrerm, ungezügelter Geiz.„ Nicht aber, wie S. 316. gesagt wird: „Du Hang zum „Meere.„ Vielleicht mag dieses ein Druckfehler seyn.

und ohne Noth, eingemischt; und die Mottos aus andern Schriften sind gar zu häufig angebracht worden. Die Briefe aus London und Berlin dünken uns fast am schönsten geschrieben.

VIII.

Vor Herres og Frelseres Jesu Christi hellige lidelses döds og begravelses Historie &c.

D. i.

Die Geschichte des Leidens, Todes und Begräbnisses unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi nach der harmonischen Erzehlung der vier Evangelisten, in etlichen Predigten betrachtet, von J. Hee, ehemaligen Hauptprediger in Allerup, jetzigem Probst und Hauptprediger an der Holmskirche zu Kopenhagen. Erster Theil 1758, 746 Seiten. Zweyter Theil 1760, 918 Seiten. Dritter Theil 1766, 788 Seiten.

Kopenhagen, gedruckt bey Nic. Möller, in 4.

Wir zeigen hier alle drey Theile auf einmal an, weil die beyden ersten, ob sie gleich schon *vor einigen* Jahren herausgekommen sind, in den

fortgesetzten Nachrichten nicht angezeigt gefunden werden.

Den ersten Theil dieser Predigten begleitet eine lesenswürdige Vorrede des Hrn. Doctors Holm, öffentlichen Lehrers der Gottesgelahrtheit bey unserer hohen Schule zu Kopenhagen. Er beschäftiget sich in derselben theils mit dem Ursprunge und Alter, und theils mit der Absicht und dem wahren Nutzen der feyerlichen und öffentlichen Paßionsandachten; also ist sie sowohl historisch, als auch dogmatisch, oder vielmehr praktisch. Aus dem historischen Theile derselben, welcher sich nicht nur auf die Kirchengeschichte überhaupt, sondern auch auf die dänische insbesondere beziehet, wollen wir das vornehmste auszeichnen.

Erstlich macht es der Herr Doktor wahrscheinlich, daß die christliche Kirche schon im ersten oder apostolischen Jahrhunderte nicht allein jährlich eine gewisse Zeit unmittelbar vor der Osterfeyer zum Fasten und feyerlichen Andenken des Leidens unsers Erlösers ausgesetzt habe; (ob diese Zeit gleich verschiedentlich bestimmt und bey einigen Gemeinen nur auf 40 Stunden, oder auf die beyden letzten Tage vor Ostern eingeschränkt war, bey andern aber sich auf 40 Tage und darüber erstreckte) sondern sie hat auch wöchentlich zween Tage, nämlich Mittwoch und Freytag, dazu gebraucht. Daß die Apostel in Ansehung der Zeit und Dauer der jährlichen Gedächtnißfeyer des Leidens Christi nichts gewisses den Gemeinen über-

haupt vorgeschrieben haben, wird von dem Herrn Doktor wegen des bekannten Streites über die Osterfeyer im zweyten Jahrhunderte, eingeräumt. Allein er behauptet zugleich, daß beyde Partheyen sich in diesem Streite mit Recht auf das Exempel der Apostel haben berufen können; in sofern die Osterfeyer in solchen Gemeinen, die größtentheils aus bekehrten Juden bestunden, von den Aposteln zu einer und eben derselben Zeit, als sonst die Juden ihre Ostern zu halten pflegten, angestellet worden ist. In andern Gemeinen aber ist der Sonntag, als der wöchentliche Gedächtnißtag der Auferstehung Christi, auch für den bequemsten zur jährlichen Feyer gehalten worden.

Den Gebrauch, daß die Paßionsgeschichte aus allen vier Evangelisten zusammen gezogen, in der Fastenzeit und am Charfreytage abgelesen und erkläret wird, hält er nicht für alt. Er behauptet zwar, daß man gleich nach der Zeit der Apostel eine Harmonie der vier Evangelisten, und also auch eine harmonische Paßionsgeschichte, gehabt habe; er bemerket aber auch zugleich, daß daraus nicht folge, daß sie in den öffentlichen Versammlungen gebraucht worden sey. Ihm ist es glaublicher, daß in den älteren Zeiten die Leidensgeschichte zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gemeinen aus verschiedenen Evangelisten, bald aus dem einen, bald aus dem andern, vorgelesen und erkläret worden ist. Was die dänischen und norwegischen Kirchen betrift, so findet man in der so genannten Textegnospostil die Paß-

sions-

ßionsgeschichte aus dem Johanne allein. In dem Missale, welches im Jahr 1519 zu Kopenhagen durch Veranstaltung des drontheimischen Erzbischofs Walchendorph für Norwegen gedruckt wurde, findet man: am Palmsonntage die Leidensgeschichte Christi aus dem Mattheo; am Dienstage in der stillen Woche aus dem Marco; am Mittwochen aus dem Luca; am grünen Donnerstage Joh. 13, 1-15; und am Charfreytage die Paßionsgeschichte aus dem Johanne. In Christian des dritten so genannter Ordinanz findet man zuerst den Befehl, daß die Paßionsgeschichte, aus allen vier Evangelisten zusammen gezogen, in den Kirchen am Charfreytage abgelesen werden sollte, und zwar die von Bugenhagen, deren Anfangsworte auf Dänisch angeführet werden. Man sollte also denken, daß Bugenhagens Harmonie schon damals in die dänische Sprache übertragen worden sey. Allein der Herr Doktor zweifelt daran, weil Palladius, der erste evangelische Bischof in Seeland, im Jahr 1544 von vielen Geistlichen, sowohl in Kopenhagen, als anderswo in den dänischen Ländern, inständig ersuchet wurde, eine Paßionsgeschichte aus den vier Evangelisten zusammen zu ziehen, so wie Bugenhagen es vor einigen Jahren auf Lateinisch und Deutsch gethan hatte, welches auch Palladius, aber erst nach 12 Jahren, im Jahr 1556 that. Nun ist es zwar wahr, daß Joh. Taußen schon im Jahr 1538 eine Paßionsharmonie ausgegeben hatte; allein der Herr Prof.

behauptet aus der Vergleichung, daß es eigentlich keine Uebersetzung der Bugenhagenschen sey. Weil nun die Ordinanz die Ablesung der letzteren befohlen hatte, die erstere aber keine eigentliche Uebersetzung der letzteren war, so meynet der Herr Doktor, daß man sich einmüthig an Palladius gewendet habe, um eine Uebersetzung zu bekommen, die das zu einem öffentlichen Kirchengebrauche erforderliche Ansehen hätte. Diese Meynung (dünkt uns aber) verlieret etwas von ihrem Gewichte, wenn man bedenket, daß Palladius wie der Herr Prof. selbst bemerkt, zwar der bugenhagenschen Ordnung gefolget sey, übrigens aber sich Christian des dritten Bibel bedienet habe; folglich ist die Arbeit des Palladius eben so wenig eine Uebersetzung als Taußens seine.

Bey Gelegenheit der Taußenschen Schriften äußert der gelehrte Herr Vorredner unten in einer Anmerkung seine Meynung über die dänische Sprache und die dänischen Lieder zur Zeit der Reformation, die von vielen sehr getadelt werden. Von jener glaubt er, daß sie durch die Reformation mehr gewonnen als verlohren habe. Seine Gründe sind der Gebrauch derselben bey dem öffentlichen Gottesdienste; die dänische Bibelübersetzung und eine grössere Anzahl dänischer Schriften, die gleich nach der Reformation herausgekommen sind. Und in Absicht der Lieder behauptet er mit allem Recht, daß man nach den Bedürfnissen der damaligen Zeiten ein gelindes

und

und billiges Urtheil über dieselben fällen müsse. So viel von der Vorrede.

Was das Werk selbst betrift, so kann ein jeder, der die rambachischen Paßionsbetrachtungen kennt, sich ungefähr einen Begrif von den gegenwärtigen Predigten machen. Es wird nämlich jedesmal ein kleines Stück aus der Leidensgeschichte vorgenommen. Dieses wird erstlich historisch zergliedert und erkläret, und dann werden zweytens Lehren daraus zur Erbauung gezogen. In Ansehung der Sprache und Schreibart verdienen aber jene unstreitig den Vorzug vor diesen. Die Sprache ist in jenen reiner und besser. Hier kommen ohne Noth viele fremde Worte vor, als z. B. Aspecten, accordiren, Präservativ, extraordinair, Portion, annectiren u. d. m. Zweytens ist in jenen mehr Kürze und Genauigkeit im Styl. Hier hingegen findet man fast durchgängig einen solchen Fluß von Worten, der sich einer verschwenderischen Weitschweifigkeit nähert, und lange in einander geschlungene Perioden, die den Leser nothwendig ermüden; Perioden, die halbe, ja ganze Quartseiten füllen. Am Ende einer solchen hat der Leser schon den Anfang vergessen, und muß daher von forne wieder anfangen. Der Herr Verfasser scheint selbst in der Mitte desselben zu fühlen, daß der Leser den Faden leicht verlieren könne, daher er mit einem: ich sage, und mit der Wiederholung der ersten Worte der Perioden ihm wieder zu Hülfe kommen will. Ein Fehler, der auf der Kanzel, wo man

manchmahl aus dem Kopfe, ohne alles so genau überdacht zu haben, redet, sich noch zur Noth entschuldigen läßt; bey Predigten aber, die zum Druck ausgearbeitet werden, ganz unverzeihlich ist! Aus der eben jetzt gedachten Weitschweifigkeit unsers Herrn Verf. lassen sich zugleich verschiedene Unrichtigkeiten und Widersprüche erklären, die wir insbesondere bey seinen Gleichnissen angetroffen haben. So stößt uns gleich in der ersten Predigt ein Beyspiel auf, wo er im Eingange aus 5 B. Mos. 33, 18. die von Mose vorher verkündigte Ausfahrt des Stammes Sebulon auf das Meer, um Handlung zu treiben, als ein Sinnbild der Ausfahrt Christi zu seinem Leiden vorstellet Wir wollen jetzt nichts davon sagen, daß diese Vergleichung ziemlich weit hergeholt zu seyn scheint, und daß die Bilder und Ausdrücke, deren sich der Herr Hee bedienet, hier sowohl, wie an manchen andern Stellen, nicht ausgesucht, edel und angemessen genung sind, sondern nur so viel bemerken, daß er das Leiden Christi zu einem Gegenbilde bald des stürmischen Meeres, bald des Gewinnes, den Sebulon sich auf seinen Seereisen holete, machet, und daß er auf einer und eben derselben Seite sowohl die Leiden Christi, als auch das Heil und die Segensgüter, so Christus durch dieselben uns erworben, ausdrücklich diejenigen Waaren nennet, die er auf seiner Ausfahrt sich erhandelt und zuwege gebracht hat.

Uebrigens müssen wir aber auch auf der andern Seite dem Herrn Probst das Recht wiederfahren

fahren lassen, daß er seinen Text ausführlich und mit aller Sorgfalt bearbeitet, doch so, daß man überall leichtlich siehet, was eigentlich die Hauptsache bey ihm sey, nämlich: die Beförderung der Erbauung, und die Besserung des Herzens. Man muß daher nicht sowohl neue Gedanken oder Wendungen, kritische Erläuterungen und besondere von den gewöhnlichen Auslegungen oder Lehrbegriffen abweichende Anmerkungen bey ihm suchen, sondern vielmehr statt deren ein von dem Gefühl der erkannten Wahrheit belebtes Herz, welches seine Empfindungen dem Leser mitzutheilen sucht, und einen geziemenden Ernst und Eifer in der Sache der Religion und des Christenthums. So verdienet z. B. gleich in der ersten Predigt der Eifer bemerket zu werden, mit welchem er bey Gelegenheit des Lobgesangs, den Christus mit seinen Jüngern hielt, nicht allein die Versäumung und Verachtung des öffentlichen Singens tadelt, sondern auch die ächte Beschaffenheit eines Herzens, dessen Lob Gott gefallen soll, auf das nachdrücklichste einschärfet.

Der erste Theil enthält folgende 20 Predigten. 1) Des sich im Geist freuenden Jesu Ausfahrt zu seinem Leiden. 2) Bitterkeit und Süßigkeit, vereiniget in der Rede Jesu an seine Apostel. 3) Der sämtlichen Apostel und insbesondere Petri große aber in den Augen Jesu unzuverläßige Zusagen. 4) Jesu Gang in den Garten. 5) Das Leiden Jesu in seiner Seele. 6) Ein Dienst, den Jesus von den drey Aposteln, die um ihn waren,

verlanget. 7) Der für sich selbst betende Jesus. 8) Die von dem Herrn Jesu auf die rechte Weise abgefassete Rede an Gott in seinem Gebet. 9) Die Rede Jesu an seine mit einem wachenden Herzen schlafende Jünger. 10) Das Anhalten des Herrn Jesu in seinem Gebet. 11) Der bis auf das Blut streitende Jesus. 12) Die sorgfältige Erinnerung des wachsamen Jesu an seine Jünger, bey Annäherung des Verräthers. 13) Die Philister über Simson, oder die Ankunft der Feinde Jesu. 14) Die in Jesu vereinigte Freymüthigkeit, Kraft und Liebe. 15) Judas als ein Beyspiel einer gottlosen Treue in der Erfüllung eines bösen Versprechens. 16) Ein fleischlicher Eifer der Apostel, Jesum mit Macht zu vertheidigen. 17) Der Widerstand Jesu wider das Böse, theils durch die Bezeugung der Wahrheit, theils durch die Uebung der Liebe. 18) Der in das Gericht mit seinen Feinden gehende Jesus. 19) Der sämtlichen Jünger Abweichung von dem Herrn Jesu. 20) Die Hinführung des gefangenen Jesu zu dem großen Rath der Juden.

Der zweyte Theil enthält diese 24 Predigten. 1) Die Führung Petri nach menschlichen Rath. 2) Petrus unter den Spöttern. 3) Die unüberwindliche Freymüthigkeit und Sanftmuth des Herrn Jesu. 4) Der unter vielen Anfällen tief fallende Petrus. 5) Der von seinem tiefen Fall wieder aufstehende Petrus. 6) Jesus, der treue Zeuge, von falschen Zeugen vergeblich angegriffen. 7) Der zu rechter Zeit sowohl schweigende

gende als redende Jesus. 8) Die höchst ungegründete Beschuldigung wider Jesum durch das unbilligste Urtheil über ihn bestärket. 9) Der unter dem Spott und Schimpf der Welt leidende Jesus. 10) Eine neue Veränderung in dem ungerechten Verfahren der Welt mit dem in Bekennung der Wahrheit unveränderten Jesu. 11) Der unter der schweren Last der Sünde gänzlich erliegende Judas. 12) Ein besonderer Nutzen, gezogen aus dem sündlichen Gelde des Judas. 13) Die Unterredung der Juden und Pilati über die Sache Jesu. 14) Die merkwürdige Unterredung Jesu und Pilati, betreffend das Reich Jesu. 15) Die bewundernswürdige Stille des für unschuldig erklärten Jesu mitten in der Unruhe seiner Ankläger. 16) Die Veränderung des Ortes, nicht aber des Zustandes des unschuldigen Jesu. 17) Pilati unbilliges Urtheil über den überall unschuldig befundenen Jesum. 18) Ein überwiesener Missethäter mit dem Erlöser aller Welt in Vergleichung gebracht. 19) Des von seinem Weibe erinnerten Pilati fruchtlose Rede vor tauben Ohren von der Loslassung Jesu. 20) Jesus der König der Ehren, höchst schimpflich gekleidet. 21) Jesus zum Schauspiele gestellet. 22) Pilati letzte, aber zugleich fruchtlose Unterredung mit Jesu. 23) Ein doppeltes Hinderniß, Pilati gutem Vorsatz entgegen gestellt. 24) Die gräulichste Schuld an dem gerechtesten Blute.

Der dritte und letzte Theil besteht aus 22 Predigten. 1) Jesus unter der Last des Kreutzes.

2) Des

2) Des beweinten Jesu Weißagungen von dem künftigen beweinenswürdigen Zustande der Juden. 3) Jesu Erhöhung am Kreutz. 4) Jesu Fürbitte für die Ungerechten. 5) Die Ueberschrift am Kreutze Christi. 6) Die Theilung der Kleider Christi. 7) Des sterbenden Jesu liebreiche Fürsorge für seine Mutter. 8) Ein volles Maaß der Versöhnung dem gekreuzigten Jesu eingeschenkt. 9) Der in seiner großen Angst so herrlich getröstete und bußfertige Schächer. 10) Die wunderbare Gemeinschaft des Lichts mit der Finsterniß. 11) Jesu letzte Klage. 12) Jesu seliges Ende. 13) Die sonderbaren Veränderungen und Bewegungen bey dem Tode Jesu. 14) Die Göttlichkeit und Unschuld Jesu bezeuget von denen, die bey seinem Tode zugegen waren. 15) Die Verschonung des gerechten Jesu mit dem Beinbrechen. 16) Die heilige Absicht Gottes bey der Behandlung des Leichnams Christi. 17) Des rechtschaffenen Josephs noch lebende Liebe gegen den todten Jesum. 18) Des ungläubigen Pilati Willigkeit in der Gewährung der Bitte Josephs. 19) Die sorgfältige Zubereitung der Freunde Jesu zu seiner herrlichen Ruhe im Grabe. 20) Die Niederfahrt Jesu zu den untersten Oertern der Erde, d. i. zum Grabe. 21) Der gläubigen Weiber liebreiche Fürsorge für den todten Jesum. 22) Jesu sehr genau verwahrtes und versiegeltes Grab.

✠ ☼ ✠

IX.

IX.

Die Sitten der Wilden zur Aufklärung des Ursprungs und Aufnahme der Menschheit, von Jens Kraft, ehmaligem Kön. Dän. Justizrath und Professor der Mathematik und Philosophie auf der Ritterakademie zu Soroe. Aus dem Dän. übersetzt.

Kopenhagen, in der Mummischen Buchhandlung 1766, 354 S. in 8.

Das dänische Original von dieser Schrift ist zwar schon 1760 heraus gekommen, aber noch nicht in den fortges. Nachr. angezeiget worden. Wir halten daher bey Gelegenheit gegenwärtiger Uebersetzung die ausführliche Anzeige dieses Buches für unsere Pflicht, zumal da es eines von den seltenen Büchern ist, die sowohl der abgehandelten Sache, als auch des Vortrags halber, nicht genug angepriesen und bekannt gemacht werden können. Es verbreitet diese lesenswürdige Schrift nicht allein ein neues Licht über die Geschichte der Wilden, indem sie uns von ihnen einen richtigeren und weit vortheilhafteren Begrif beybringet, als man sich sonst zu machen pfleget; sondern sie erläutert auch aus derselben die Geschichte

des

des Menschen überhaupt. Sie stellet zwischen der Denkungs- und Lebensart der heutigen Wilden und der alten Völker eine Vergleichung an, und suchet aus der Uebereinstimmung derselben begreiflich zu machen, wie der Mensch in seiner ersten Kindheit, sich selbst überlassen, ohne Künste und Wissenschaften, natürlicher Weise habe denken, handeln und leben müssen, und wie die Meynungen sich nach und nach in der Länge der Zeit entwickelt haben. Man entdecket überall einen Verfasser, der selbst gedacht hat, und sind auch seine Gedanken nicht allezeit die richtigsten, (wie es wohl in einer Sache, wo man sich großentheils mit Muthmaßungen durchhelfen muß, nicht anders seyn kann) so versteht er doch die Kunst, sie so wahrscheinlich als möglich zu machen, und durch seinen Vortrag dem Leser seinen Beyfall abzulocken.

Das Buch ist in drey Abtheilungen eingetheilt. Die erste ist eine Abhandlung von dem **Menschen in seinem allerwildesten und unvollkommensten Zustande betrachtet.** Gleich anfangs macht der Verfasser die richtige Anmerkung, daß die Reisenden, welche oft ein Land eben so geschwinde verlassen, als sie es gesehen haben, und gemeiniglich nur auf ihren Vortheil sehen; oder auch von den Sitten, Meynungen und Gebräuchen ihres Landes eingenommen, alles andere, wozu sie nicht gewohnt sind, verachten, gar nicht die Leute sind, auf die man sich in der Geschichte *der Wilden* verlassen könne; sondern daß vielmehr

zu einer richtigen Zeichnung dieser neuen Welt, eine gründliche Denkungsart erfodert werde, die das Wahre von dem Falschen in den Erzehlungen zu unterscheiden weiß, welche man aber nicht bey einem jeden Reisenden erwarten könne. Zweytens leitet er die Schwierigkeiten bey der Erlangung einer sichern Kenntniß von den Wilden, von der Grausamkeit der Europäer her, durch welche der größte Theil dieser unschuldigen Leute, zu der Zeit, da man die schönste Gelegenheit von der Welt hatte, sich mit ihrer Denkungsart bekannt zu machen, aufgerieben wurde. Die Geschichte der Wilden hält er für eines der wichtigsten Stücke der menschlichen Kenntniß, nicht allein, weil ihre Sitten und Einrichtungen, die viel unerwartetes in sich fassen, doch ihrer großen Abweichung von unsern Verfassungen ungeachtet, ihre Verdienste haben, die so gar den unsrigen den Preis streitig machen können; sondern auch vorzüglich deswegen, weil sie zur Erläuterung der Geschichte des Menschen überhaupt vieles beyträgt. Nähern sich die Wilden der bloßen Natur zu sehr, so bestehet hingegen unser Fehler darin, daß wir sie zu sehr verlassen haben, daher der Verf. einen Mittelstand zwischen dem Zustande der Wilden und dem Zustande unsrer Staaten für denjenigen hält, den man dem Menschen überhaupt wünschen sollte, und meynet, daß die Vorzüge, welche wir vor den Wilden voraus haben, als die Erkenntniß des wahren Gottes, die Wissenschaften u. d. m. sich gar wohl mit den übrigen Einrichtungen der Wilden vereinbaren ließen.

Um

Um die allmählige Entwickelung der Menschheit begreiflicher zu machen, will er den Menschen zuerst in einem blos sinnlichen oder thierischen Zustand betrachten. Nun kann man zwar nicht der heiligen Geschichte zuwider annehmen, daß der Mensch in einem solchen Zustande von dem Schöpfer in die Welt gesetzt worden sey. Es begreift vielmehr die Vernunft gar leicht, daß sich kein anderer Ursprung auf den Menschen besser schicke, als derjenige, wo alle seine Kräfte schon völlig entwickelt waren. Allein nichts destoweniger kann der Mensch in der Folge der Zeit dergestalt gänzlich verfallen seyn, daß seine Lebensart nicht viel anders noch besser als der Thiere geworden ist. So viel ist indeß gewiß, daß alle Völker, die von ihrem Ursprunge einiges Andenken beybehalten haben (sowohl die Chineser, Perser, Aegypter, Griechen und Römer, als auch so gar die Peruaner und Mexikaner, welche letztere man doch mit gar keinem Grunde eines gelehrten Diebstahls beschuldigen kann) darin übereinstimmen, daß sie ihre ersten Stammältern als Menschen beschreiben, die in der Welt nach der Weise der Thiere herum wankten, blos ihres Lebens Unterhalt zu suchen, und übrigens ohne Vernunft, ohne bürgerliche Verfassung, ohne Kenntniß Gottes, ohne Wissenschaft und Künste lebten. Doch kann unser Verf. aller dieser Zeugnisse ungeachtet, nicht glauben, daß die Menschen in einer Menge beysammen, ohne allen Gebrauch der Vernunft *leben können*, weil man sonst noch irgendwo in

der

der Welt dergleichen Menschen antreffen müßte. Was die Oranotangs betrift, so ist zwar ihre Gestalt der Gestalt eines Menschen vollkommen ähnlich. Sie nehmen auch Handlungen vor, die man für menschlich halten sollte, z. B. sie gehen aufrecht, sie machen sich auf den Bäumen eine Art von Dach, worunter sie schlafen, sie gehen schaarenweise, sie fallen Menschen und Elephanten mit Stecken an, sie bedecken ihre Todten mit Laub und Zweigen, sie trinken aus Gefäßen, die man ihnen giebt, und wischen sich den Mund ab, wie ein Mensch, wenn sie getrunken haben, u. s. w. Ja die Negern halten sie auch wirklich für Menschen. Allein unser Verf. verwirft alle diese Gründe; denn erstlich rechnet man in Canada auch die Bieber unter die vernünftigen Geschöpfe. Zweytens haben die Seelöwen und Seebären in Ansehung des Vernünftigen weit mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen als die Oranotangs. Drittens wird hier die Regel festgesetzt, daß sobald einer Art von Thieren ein Vermögen zu etwas gegeben ist, so ist die natürliche Absicht dabey, daß es gebraucht werde, und die Umstände sind insgemein so abgepasset, daß es sich äußern muß. Wären also die Oranotangs von Natur geschickt, wie Menschen zu handeln, zu leben und zu denken, so wäre es nicht anders möglich, als daß sie auch mitten unter den Menschen lernen müßten vernünftig zu denken, zu reden und zu handeln. Es hält daher unser Verf. die Oranotangs für unvernünftige Thiere, die nur dazu dienen sollen, den Zwischenraum

zwischen dem edelsten Thiere und den weniger edeln Thieren auszufüllen, nach der beständigen Regel, die die Natur überhaupt in Acht nimmt, indem sie allezeit von einer Klasse der Dinge zu der andern durch Mitteldinge fortgehet, welche sich der Beschaffenheit beyder nähern. In diesen letzten Gedanken fürchten wir aber, ist mehr Witz, als Gründlichkeit und Wahrheit.

Soll der Mensch also jemals so beschaffen gewesen seyn, als die weltliche Geschichte ihn schildert, so muß solches nothwendig zu einer Zeit gewesen seyn, da die Menschen noch nicht gesellschaftlich bey einander wohnten. Die heilige Geschichte scheint selbst eine solche Zeit anzunehmen. Es meynt nämlich der gelehrte Verf. daß die ganze Anzahl der Menschen, die nach der Verwirrung der Sprachen sich über die ganze Erde zerstreueten, sich wahrscheinlicher Weise nicht über 3000 habe belaufen können. Nun sagt er weiter: „In diesem Zustande fanden die Menschen an den Kräutern auf dem Felde und an den Früchten auf den „Bäumen, ohne die Erde zu bauen, alles, was „sie nöthig hatten. Da es folglich die Noth und „Erziehung ist, welche den Menschen arbeitsam „und scharfsinnig macht, so ist es höchst wahrscheinlich, daß man sich in diesem Zustande einem „mäßigen Leben überließ, die Wissenschaften und „Künste für unnütz ansahe, erst vergaß, was man „bereits wußte, und hernach auch sich selbst. So „lange also die Menge noch nicht grösser war, als „daß sie sich ohne Mühe und Kunst unterhalten

„konn-

„konnte]: so lange ist es höchst reimlich, daß sich „die Menschen immer mehr und mehr verschlim„mert haben. Da aber mit der Zeit ihre Anzahl „so ansehnlich zunahm, daß sie zu ihrer Unterhal„tung etwas mehr als eine sinnliche Kenntniß nö„thig hatten, so ist daran nicht zu zweifeln, daß „nicht die Vernunft sich gar bald wieder zu äußern „anfangen mußte, wenn sie auch sonst jemals völ„lig verlohren sollte gewesen seyn.„

Hierauf werden die Vortheile des blos sinnlichen oder thierischen Zustandes des Menschen auf der einen Seite, und des gesellschaftlichen oder vernünftigen auf der andern gegen einander berechnet. Die Vortheile bey jenem sind: natürliche Stärke, Gesundheit, Freyheit, wenige Bedürfnisse, frey und überall die Natur genießen zu können, und endlich, was insbesondere nicht zu vergessen ist, von den vielen Gemüthskrankheiten, welche ein wahres Unglück des vernünftigen Menschen sind, nichts zu wissen. Daß unser Körper natürlicher Weise zu tausend Fertigkeiten geschickt sey, die wir durch unsere künstliche Einrichtungen verlohren haben, wird mit dem Beyspiele der Wilden bewiesen. Ihre Sinnen sind vollkommner als unsere. Sie sehen weiter und schärfer mit ihren bloßen Augen, als wir mit unsern besten Sehröhren. Sie können die Thiere in ihrem Lager auf mehr als eine Viertelmeile riechen. Sie besitzen im Gehen, Laufen und Schwimmen unglaubliche Fertigkeiten, und sind den wilden Thieren gewachsen. Alles dieses wird zugleich durch das Beyspiel der

Le Blanc bestätiget, welche 1731 bey Chalons in Champagne in dem allerwildesten Zustande gefunden wurde. Auf der andern Seite aber muß man bedenken, daß ohne Vernunft und Kunst nur eine geringe Anzahl Menschen die grossen Wohlthaten der Natur genießen könne, insbesondere, da der Mensch nicht vor seinem achten oder neunten Jahr für sich selbst sorgen kann, und also nothwendig umkommen müßte, wenn er nach der gewöhnlichen Weise der Thiere im zweyten Jahre von seinen Aeltern, die dem Triebe der Fortpflanzung folgen, verlassen würde. — Die Vortheile des wilden und bloß sinnlichen Menschen bestehen nicht sowohl in einem wirklichen Guten, als vielmehr in einer Befreyung von einer Menge Verdrießlichkeiten, denen unsere Verfassungen unterworfen sind. — Hat ein solcher Mensch von den mehresten Uebeln keine Kenntniß noch Gefühl, so ist er auch in Ansehung des meisten Guten unwissend und fühllos. Er genießet das Gute gar nicht im eigentlichen Verstande; denn sein Vergnügen bestehet hauptsächlich nur darin, daß er von unangenehmen Empfindungen, von der Unruhe und Plage, welche die thierischen Triebe mit sich führen, befreyet wird. — Die Gemüthsbewegungen, von welchen wir im gesellschaftlichen Leben geplaget werden, sind dem vernünftigen Menschen zwar keine Ehre, aber haben doch ihren Nutzen. Ohne dieselbe würden wir in eine gewisse Schläfrigkeit, Unthätigkeit, oder auch in einen ermüdenden Ekel versinken. — Endlich

müssen

müssen auch die Erkenntniß Gottes und die Hoff-
nung eines andern und bessern Lebens, als wich-
tige Vorzüge des vernünftigen Menschen vor dem
sinnlichen, in Betrachtung gezogen werden.
Uebrigens haben wir bey der von dem Verf. an-
gestellten Vergleichung bemerket, daß er sein Ge-
mälde von dem bloß sinnlichen und wilden Men-
schen viel reizender, als von dem vernünftigen und
gesellschaftlichen entworfen habe. Wird uns z. B.
bey folgender Stelle nicht jener beneidungswürdig
vorkommen. S. 819: „Die Erzehlung von der
„Mademoiselle le Blanc stimmet vollkommen
„mit den Gedanken überein, den man sich von ei-
„nem bloß sinnlichen Menschen machen muß, des-
„sen Neigungen nur allein dahin gehen, sich von
„dem ersten dem besten Baume satt zu essen, seinen
„Durst bey der ersten der besten Quelle zu löschen,
„um hernach ruhig und vergnügt zu schlafen, oh-
„ne sich weiter um etwas in der Welt zu beküm-
„mern. Man kann, wenn man will, täuschende
„Glückseligkeiten für einen solchen Menschen in
„diesem Zustande erfinden; er besitzt wirklich alles,
„was wir uns in dem unsrigen alle Augenblicke
„vergebens wünschen. Der größte Fehler in un-
„sern gegenwärtigen Einrichtungen ist dieser, daß
„wir uns an so viele Nothwendigkeiten gewöhnt
„haben, da es doch allezeit ein weit grösseres Glück
„ist, nichts nöthig zu haben, als Mittel ausfün-
„dig machen zu können, dem Mangel derselben
„abzuhelfen. Der wilde Mensch scheint in der
„ganzen Welt eine offene Speisekammer, und ohne

Le Blanc bestätiget, welche 1731 bey Chalons in Champagne in dem allerwildesten Zustande gefunden wurde. Auf der andern Seite aber muß man bedenken, daß ohne Vernunft und Kunst nur eine geringe Anzahl Menschen die grossen Wohlthaten der Natur geniessen könne, insbesondere, da der Mensch nicht vor seinem achten oder neunten Jahr für sich selbst sorgen kann, und also nothwendig umkommen müßte, wenn er nach der gewöhnlichen Weise der Thiere im zweyten Jahre von seinen Aeltern, die dem Triebe der Fortpflanzung folgen, verlassen würde. — Die Vortheile des wilden und bloß sinnlichen Menschen bestehen nicht sowohl in einem wirklichen Guten, als vielmehr in einer Befreyung von einer Menge Verdrießlichkeiten, denen unsere Verfassungen unterworfen sind. — Hat ein solcher Mensch von den mehresten Uebeln keine Kenntniß noch Gefühl, so ist er auch in Ansehung des meisten Guten unwissend und fühllos. Er genießet das Gute gar nicht im eigentlichen Verstande; denn sein Vergnügen bestehet hauptsächlich nur darin, daß er von unangenehmen Empfindungen, von der Unruhe und Plage, welche die thierischen Triebe mit sich führen, befreyet wird. — Die Gemüthsbewegungen, von welchen wir im gesellschaftlichen Leben geplaget werden, sind dem vernünftigen Menschen zwar keine Ehre, aber haben doch ihren Nutzen. Ohne dieselbe würden wir in eine gewisse Schläfrigkeit, Unthätigkeit, oder auch in einen ermüdenden Ekel versinken. — Endlich

müssen

Allein alsdann setzt er voraus, daß der Mensch erwachsen sey. Ehe es aber so weit mit dem Menschen kommt, gehet eine ziemlich lange Zeit, in welcher er der Aeltern bedarf, weg. Hieraus schließt er, daß man zu aller Zeit eine Art einer fortdaurenden Gesellschaft zwischen Aeltern und Kindern annehmen müsse. Gleicherweise hält er eine ordentliche Gesellschaft zwischen Mann und Weib für die Stimme der Natur. Er bestreitet die Meynung derer, welche glauben, daß der Mensch natürlicher Weise zu der höchsten Unordnung in dem Umgange beyder Geschlechter geneigt sey, und behauptet, daß diese vielmehr zu den Lastern gehöre, welche die Vernunft eingeführet hat. Seine Beweise sind theils von der Menge Thiere hergenommen, welche so zu reden gleichsam in einer ordentlichen Ehe beysammen leben, bis die Jungen sich selbst helfen können; theils auch von den wildesten Völkern, welche man heut zu Tage antrift, die aber doch, aller ihrer Wildheit ungeachtet, ordentliche Ehen unter sich haben. So findet man diese z. B. so gar bey den Caaigwas in Paragnay, ob gleich diese Leute kaum eine Sprache haben; ob sie sich gleich allezeit in den Wäldern aufhalten, von Insekten und Schlangen leben, und sich gar nicht zähmen, noch wenn sie gefangen werden, zum Essen nöthigen lassen, sondern vielmehr um sich schlagen und beißen, wie die wilden Thiere, bis sie endlich vor Hunger und Verzweifelung sterben u. s. f.

Mann und Weib, Aeltern und Kinder haben also die ersten Gesellschaften ausgemacht. Die Geschichte aller wilden Völker bestätiget es, daß der Mensch natürlicher Weise von nichts so sehr eingenommen sey, als von einer unumschränkten Freyheit. Ein jedes Haus ist daher in dem alleråltesten Zustande der Welt ein freyer Staat gewesen. Man lebte dazumal (welches auch von den heutigen Wilden gilt) weil man die Natur noch nicht so sehr verlassen hatte, långer als wir jetzt leben. Es konnte also ein Vater leichtlich sein Haus vor seinem Tode sehr zahlreich sehen. Nach seinem Tode haben sich erst vermuthlich seine Nachkommen aus Liebe zur Freyheit in verschiedene Håuser vertheilt, die in Freundschaft mit einander gelebt, und dadurch den Grund zu den darnach aufgekommenen Stådten gelegt haben. Die Staaten der Wilden sind daher sehr klein. Ein Staat, der einige tausend Seelen begreift, heißt bey ihnen schon groß, und was sie verbindet, ist die Sprache.

Man thut den Wilden Unrecht, wenn man sie einer herrschenden Unordnung im Umgange und der Liebe des andern Geschlechts beschuldiget. Die Schamhaftigkeit wird vielmehr bey ihnen für eine Haupttugend, und die eheliche Untreue (insbesondere auf Seiten des Weibes) für ein höchst schåndliches Laster gehalten. Ja man findet sogar bey einigen eine Strenge, die von unsern Sitten weit entfernt ist. So darf z. B. in Neufrankreich eine Frau im ersten Jahre nach der

Hoch-

Hochzeit nicht schwanger seyn: und in Darien darf das Frauenzimmer sich nicht öffentlich sehen lassen, sobald es mannbar geworden ist.

Der Gebrauch, der fast allen wilden Völkern gemein ist, alle Lebensmittel, welche ein Volk vorräthig haben kann, als ein gemeinschaftliches Gut anzusehen, imgleichen die unbeschreibliche Liebe, welche alle Wilden in einem Staate gegen einander haben, vermöge deren sie sich alle für nahe verwandt und für verpflichtet halten, einander, auch selbst so gar mit dem Verlust ihres eigenen Lebens zu beschützen, zu helfen und zu rächen, u. s. w. Wie auch die Verbrüderungen, die man eben so wohl bey ihnen, als bey den alten Galliern und nordischen Völkern antrift, sind Beweises genung und Folgen von jenem uralten Zustande, da ein jedes Haus ein Volk ausmachte, oder dieses höchstens aus wenigen sehr nahe verwandten Häusern bestand. So wie es nun aus dem einhelligen Zeugnisse aller derer, die uns einige Nachricht von den Wilden gegeben haben, gewiß ist, daß Schlägereyen, Uneinigkeit, Neid, Misgunst, Lügen und Trügen, Dieberey und dergleichen Laster, die bey gesitteten Völkern so sehr im Schwange gehen, bey den Wilden, wegen der aufrichtigen Liebe, die alle in einem Staate gegen einander hegen, und die sich wiederum auf ihre ursprüngliche Verwandschaft gründet, fast unbekannt sind: so sehen sie hingegen alle Fremde (ein jeder aber, der eine andere Sprache redet, ist ihnen ein Fremder) nicht allein für Leute an, die sie gar nichts

Mann und Weib, Aeltern und Kinder haben also die ersten Gesellschaften ausgemacht. Die Geschichte aller wilden Völker bestätiget es, daß der Mensch natürlicher Weise von nichts so sehr eingenommen sey, als von einer unumschränkten Freyheit. Ein jedes Haus ist daher in dem allerältesten Zustande der Welt ein freyer Staat gewesen. Man lebte dazumal (welches auch von den heutigen Wilden gilt) weil man die Natur noch nicht so sehr verlassen hatte, länger als wir jetzt leben. Es konnte also ein Vater leichtlich sein Haus vor seinem Tode sehr zahlreich sehen. Nach seinem Tode haben sich erst vermuthlich seine Nachkommen aus Liebe zur Freyheit in verschiedene Häuser vertheilt, die in Freundschaft mit einander gelebt, und dadurch den Grund zu den darnach aufgekommenen Städten gelegt haben. Die Staaten der Wilden sind daher sehr klein. Ein Staat, der einige tausend Seelen begreift, heißt bey ihnen schon groß, und was sie verbindet, ist die Sprache.

Man thut den Wilden Unrecht, wenn man sie einer herrschenden Unordnung im Umgange und der Liebe des andern Geschlechts beschuldiget. Die Schamhaftigkeit wird vielmehr bey ihnen für eine Haupttugend, und die eheliche Untreue (insbesondere auf Seiten des Weibes) für ein höchst schändliches Laster gehalten. Ja man findet so gar bey einigen eine Strenge, die von unsern Sitten weit entfernt ist. So darf z. B. in Neufrankreich eine Frau im ersten Jahre nach der

Hoch-

Menge der Menschen und ihrer Bedürfnisse entstund, da sonst der Mensch natürlicher Weise, wie solches die Geschichte der Wilden beweiset, das Eigenthum vielmehr für eine Last als für einen Vortheil ansiehet; aus der oben erwähnten gehäßigen Gesinnung gegen andere Nationen, welche durch die Verschiedenheit der Sprachen befördert wird; aus der dem Menschen natürlichen Rachsucht, daher die Wilden nicht ruhen, bis sie ihre Feinde gänzlich aufgerieben haben; aus dem Aberglauben, der andere Nationen als hassenswürdig vorstellet, u. s. f. Weil nun die ersten bürgerlichen Vereinigungen dem Kriege ihren Ursprung zu danken haben, so ist leicht zu begreifen, daß sie nur die äußeren Angelegenheiten des Staates zur Absicht gehabt haben. Es ist wahrscheinlich, daß man ursprünglich keine andere Regierung gekannt hat, als der Väter von jedem Hause, welche bey einem sich ereignenden Kriege oder andern wichtigen Vorfall (nach der Weise einiger wilden Völker, die man unter die tapfersten und zahlreichesten rechnet, z. B. derer in Chili) sich zusammen geschlagen und mit einer angenommenen Hartigkeit Rathschläge gefasset, und das Beschlossene ausgeführet haben. Oder man hat auch nach der Weise anderer Wilden nur zur Zeit des Krieges Anführer erwählt, die nach geendigtem Krieg in ihre vorige Gleichheit mit den andern Bürgern, über die sie im Kriege Befehlshaber gewesen waren, zurück getreten sind. Die ersten Könige sind also nichts anders als Feldherren gewesen.

Wie

Wie man aber in der Folge der Zeit einsahe, daß das allgemeine Wohl des Staats, sowohl auf einem vernünftigen Umgang mit den benachbarten Völkern in Friedenszeiten, als auf einer tapfern Anführung im Kriege, beruhe, so haben sich die mehresten Völker einem beständig regierenden Herrn unterworfen, welcher aber ursprünglich nur als der erste unter seines gleichen angesehen worden ist. Je mehr sich die Wilden der Lebensart der gesitteten Völker nähern, desto grösser ist bey ihnen die Macht des Regenten, in Absicht der innerlichen Verfassung des Staates, weil sie dann aus dem Grunde nothwendiger ist, weil die Fehler im Menschen sich in eben der Anzahl vervielfältiget zu haben scheinen, als die eigenthümlichen Besitzungen und Bedürfnisse sich vermehret haben. Die Gesetze fiengen nicht eher an, als die Laster oft Unordnung in den Gesellschaften stifteten. Die Laster aber wurden im Schooße der Wollust und der vielen Eitelkeiten erzogen, welche das Eigenthum und unnatürlichen Lüste in die Welt brachten.

Uebrigens flößet unser Verf. dem Leser unvermerkt einen vortheilhaften Begrif von dem Menschen überhaupt ein, wenn er mit dem Beyspiele der Wilden darthut, daß der Mensch von Natur nichts weniger als ein böser Bürger sey; daß er ferner von Natur zu nichts weniger geneigt sey, als zum Eigenthum und Ueberfluß, sondern vielmehr die Verwaltung dieses letzteren gerne andern überläßt; und daß nicht alle menschliche Einrich-

tungen,

tungen, Gesetze und eine scharfe Aufsicht nöthig haben, sondern nur diejenigen, in welchen alles auf den Fuß des Eigenthums gesetzt ist, und wo alles, was dem Menschen nützlich seyn kann, schon vertheilt, oder so zu reden schon im voraus von andern in Besitz genommen ist.

Hierauf mildert er mit ziemlichem Grunde das Urtheil, welches man über zween Gebräuche bey einigen Wilden und alten Völkern zu fällen pflegt, daß sie nämlich ihre Feinde fressen und ihre ausgelebten Alten umbringen. Jenes geschiehet weder aus einer grausamen Lust, noch auch, wie andere wollen, weil der Mensch ursprünglich seine Nebenmenschen nicht anders als Thiere, die ihm zur Nahrung dienen sollten, angesehen habe, sondern theils aus Aberglauben, damit man auf diese Weise seinen ermordeten Freunden oder auch den Göttern ein Opfer brächte, und zugleich ein Gast der Götter würde. Theils wollen auch die Wilden hiedurch ihre junge Mannschaft zur Tapferkeit und Standhaftigkeit gewöhnen. Der letztere Gebrauch kann um so viel weniger für eine Grausamkeit ausgegeben werden, weil nicht allein hiedurch den schwachen Alten eine wirkliche Wohlthat geschiehet, sondern auch, weil man überhaupt bey den Wilden den Tod nicht achtet. Nicht zu gedenken, daß die dringende Noth bey einem herumstreifenden Volke eine solche Aufführung nothwendig machen kann. Uebrigens genießet das Alter, so lange es noch bey völligen Leibes- und Seelenkräften ist, bey allen wilden Völkern die größte

Ehre.

Ehrfurcht von der Welt, daher auch die Aeltesten den großen Rath bey ihnen ausmachen, ohne dessen Zuziehung der Regent nicht leicht etwas von Wichtigkeit vornimmt. Bey dieser Gelegenheit finden wir eine reizende, aber auch zugleich uns Europäer beschämende, Beschreibung von der Hochachtung, die die wilden Völker nur allein der Tugend und den wahren Verdiensten bezeigen, und welche vorzüglich dadurch befördert wird, daß alle, die in einem Staate leben, sich für einander schämen, Böses zu thun, weil sie alle einander kennen, und was der eine thut, dem andern nicht unbekannt bleiben kann. Dieses gegenseitige Schämen der Bürger für einander wissen die Wilden durch verschiedene artige Gebräuche zu unterhalten, z. B. durch satyrische Tänze, in welchen es einem jeden erlaubt ist, seinem Mitbürger auf eine scharfsinnige Weise seine Fehler pantomimisch zu zeigen.

Daß die ersten grösseren Staaten aus der Vereinigung des überwundenen Volkes mit dem siegenden entsprungen sind, will der Verf. nicht glauben; weil die ersten Kriege nur auf die gänzliche Aufreibung oder Vertreibung der Nachbarn gezielet haben. Er hält vielmehr dafür, daß die ersten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, von welchen wichtige Entdeckungen zur Erleichterung des Unterhalts und Aufnahme der Gesellschaft gemacht worden sind, mehrere Geschlechter oder Völker bewogen haben, sich zusammen zu *schlagen*. Und in dem hohen Begrif, den man

sich

sich in den ältesten Zeiten von diesen Wohlthätern machte, da man sie für mehr als Menschen ansahe und ewig von ihnen und ihren Nachkommen regiert zu werden wünschte, sucht er den ersten Grund zu den erblichen Regierungen.

Bey einigen wilden Völkern hat offenbar das Frauenzimmer die Regierung in den Händen, ob es gleich solche durch die Männer ausübt. Ein solches Frauenzimmerregiment findet man auch bey einigen alten Völkern. Den Grund hiezu meynt unser Verf. in der uralten Meynung zu finden, nach welcher die Kinder für ein natürliches Eigenthum der Mütter angesehen wurden, und ziehet aus einer Menge Beyspiele, die er aus der alten Geschichte anführet, den Schluß, daß das Ansehen beyder Geschlechter in der ältesten Welt gleich groß gewesen sey.

Die Vielweiberey ist, nach dem Verf. durch den Krieg veranlasset worden, um auf diese Weise theils die verwitweten Weiber zu versorgen, theils auch um dem Staat neue und mehrere Bürger zu verschaffen. Die Vielmännerey hingegen hält er für eine wahrscheinliche Folge von dem oben erwähnten Ansehen des Frauenzimmers in der ältesten Welt.

Man siehet übrigens in dieser Abtheilung mit Vergnügen, wie der gelehrte Verf. stufenweise fortgehet, und aus der Geschichte der Wilden zu erläutern sucht, wie die Künste, Erfindungen und Verbesserungen in dem menschlichen Leben einen sehr einfachen Anfang und langsamen Fortgang

gehabt

gehabt haben. So hat man z. B. nach seiner Meynung in dem ältesten und unvollkommensten Zustande des Menschen, nicht einmal das Feuer gekannt, so wie man noch in den neueren Zeiten soll Leute gefunden haben, denen dieses Element unbekannt gewesen ist. Zufälliger Weise soll es bey einer schnellen Bewegung eines Steckleins in einem ausgehöhlten Stücke Holz, welches man als eine Art Quern oder Mühle gebraucht, erfunden seyn, wie noch heute zu Tage alle wilden Völker auf diese Weise Feuer schlagen. Mit dem Gebrauche des Feuers, welches als das erste allgemeine Werkzeug anzusehen ist, haben alsobald die Häuser ihren Anfang genommen, die aber ursprünglich nur aus Stöcken oder an der Wurzel abgebrannten jungen Bäumen bestunden, die mit Baumrinde, oder mit Fellen oder Blättern überzogen waren. Der Mensch, verwöhnt zur künstlichen Wärme, konnte nun, insbesondere in den kalten Himmelsstrichen, die scharfe Luft nicht mehr so leicht vertragen. Man fieng also an, an Kleider zu denken, welche aus Thierhäuten bestunden, an denen man so gar den Schwanz und Kopf sitzen ließ, woher die vielen Mährchen, von Menschen mit langen Schwänzen, und mit dem Kopf auf der Brust, von den Satyren, Waldteufeln u. d. m. entsprungen sind. Um die Kleider um den Leib dicht zu machen, fieng man an zu nähen. Die Gedärme und Sehnen waren der Zwirn, und Fischgräten und Dornen Nähnadeln. Da man täglich mit Därmen umgieng,

mußte

mußte man nothwendig gar bald ihre Natur kennen lernen. Man fiel also gar leicht auf die Erfindung des Bogens und der Pfeile. Alles dieses veranlaßte, daß der Mensch die natürlichen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten seines Körpers, die, wie wir oben gesehen haben, ansehnlich waren, vernachläßigte, und sich allmählich verzärtelte.

Die Bemerkung, wie die Bäume aus ihrem Saamen aufwachsen, hat den Gedanken selbst zu säen veranlasset, und dieses letztere hat den Grund zum Ackerbau gelegt, welcher hinwiederum den Gedanken das Hornvieh zu zähmen erzeugte.

Feuer, Holz und Steine waren die ersten Werkzeuge des Menschen. Allein es konnte weder der Ackerbau zu seiner gehörigen Vollkommenheit gelangen, noch auch die Künste entstehen, so lange man die härteren Metalle, als das Kupfer und Eisen nicht kannte. Gold und Silber ist leicht zu finden, daher fast alle Wilden es kennen, ob sie gleich keinen andern Gebrauch, als sich damit zu schmücken, davon machen. Mit dem Kupfer und Eisen hingegen, zumal mit dem letzteren, hat es mehrere Schwierigkeiten, daher unter den eigentlichen Wilden die Hottentotten die einzigen sind, die das Eisen recht zu bearbeiten wissen.

Die Hauptveränderungen, welche durch den Ackerbau, die Kunst die Thiere zu zähmen, und die Bearbeitung des Metalles verursachet wurden, waren die Abschaffung der unstäten Lebensart, die Verzärtelung und Schwächung des Körpers, und

die Einführung des Eigenthums. Wider diese eifert unser Verfasser bey dieser Gelegenheit aufs neue, insbesondere, weil es aus der Geschichte der Wilden unstreitig ist, daß eigenthümliche Besitzungen nicht eine nothwendige Folge des Ackerbaues sind. Wir können der Versuchung nicht widerstehen, folgende schöne Stelle hierüber abzuschreiben. S. 542: „Eigene Güter waren doch „keine nothwendige Folge des Ackerbaues; man „hätte, nach Art der wilden Völker, noch immer „alles gemeinschaftlich haben können; und das „Beyspiel derselben beweiset, daß der Ackerbau, „wenn er auch ziemlich weit getrieben ist, doch be„stehen kann, ohne daß es nöthig sey, sich dies„falls die Früchte oder Grund und Boden als ein „besonderes Eigenthum zuzueignen. Alle diese „Völker wissen ganz und gar nicht, was es hei„ßet, ein Herr eines gewissen Grundes zu seyn. „Viele derselben sammeln eine ganze Aerndte in ei„ne gemeinschaftliche Scheune ein, nachdem sie „das Land mit vereinigten Kräften bearbeitet ha„ben, und ein jeder holet hernach, so viel als er „nöthig hat, aus diesem Magazin der Nation ab. „Hingegen andere, die, ein jeder das Seinige, zu „sich nehmen, halten es doch nicht für das Ihrige, „sondern für einen Schatz, den sie für die ersten „Nothleidenden in Verwahrung haben, denen sie „auch den letzten Bissen gutwillig mittheilen, ob „sie schon oft voraus sehen, sie werden des folgen„den Tages selbst Mangel leiden; und vielleicht „müssen sie dieser Freygebigkeit wegen hernach

„wirklich Noth leiden. Nichts ist rührender, als „aus ihrer Geschichte zu sehen, wie ungern einer „dem andern beschwerlich fällt, wie bereitwillig „diejenigen, die etwas besitzen, sind, denen Noth„dürftigen die Hand zu reichen, sobald sie „Lebensmittel nöthig haben, wie sie aus ihren „Häusern oder Kabanen gehen, ohne sie zu ver„schliessen, und doch des Ihrigen so versichert sind, „es mag nun in ihrer Abwesenheit ein Freund oder „Feind einen Besuch bey ihnen abstatten, als ob „die Häuser mit der stärksten Wache bewachet wür„den. Ich will jetzt nicht auszumachen suchen, „ob diese Art der Haushaltung in sehr großen „Staaten bestehen könne, auch nicht untersuchen, „in wie weit diese letzten ein Glück der Welt gewe„sen sind; ich will blos erinnern, daß man über„haupt diese Lebensart der Wilden und der ältesten „Zeiten der Welt hätte beybehalten können, ohne „die Glückseligkeit dieses Lebens und den großen „Unterschied unter den Menschen, in dem Besitze „eigenthümlicher Güter zu setzen. Wenn zugleich „der Krieg, dieses große Unglück der Menschheit, „hätte unbekannt bleiben können, so hätte auch der „Zustand der ganzen Welt ferner eben derselbe „bleiben können, so wie man ihn noch jetzt unter „den Wilden findet; nämlich, wenn ein jeder, „indem er für sich gearbeitet hätte, zugleich für „alle andere im Staate und für das gemeine Beste „gearbeitet hätte. Die ganze Menschheit wäre „nicht anders als eine einzige glückliche Gesellschaft „geworden. Mildthätigkeit wäre eine Pflicht ge-

„wesen, Misgunst, List und Verschlagenheit sich „fremder Güter zu bemeistern, aber unbekannte „Namen geblieben. Wenn man mit seinen eigenen Verrichtungen fertig gewesen wäre, so hätte „man sich ein Vergnügen daraus gemacht, nach „Art der Wilden seinen Nachbarn zu helfen. „Bey der Arbeit hätte man vornehmlich auf das „Nöthige und Nützliche gesehen, nach der Arbeit „hätte man sich zu ergötzen gesucht, und ein genügsames Gemüthe hätte gemacht, daß man des „Lebens recht hätte geniessen können. Unschuld „wäre statt aller Gesetze gewesen; Einigkeit und „Mangel an unsern meisten Lastern hätte die Welt „glücklich gemacht. Der Stand und die Umstände eines jeden wären in dem Wesentlichen immer einerley geblieben. Selbsterhöhung, lächerlicher Muth, unbillige Verachtung anderer und „unzählige andere Fehler hätten ganz und gar gemangelt, wenn nicht die Liebe zu eigenthümlichen „Gütern, als der fruchtbare Grund, woraus fast „alle Fehler und Laster entspriessen, die Hauptsache „des menschlichen Lebens geworden wäre.„

Da es in den allerältesten Zeiten, so wie jetzt unter den Wilden, gebräuchlich gewesen ist, zur Beförderung der Gesundheit und Geschmeidigkeit des Körpers denselben mit Fett und Oel einzuschmieren, so konnte man daraus gar leicht erfahren, daß eine Haut, die lange getragen, und folglich mit Schweiß und Fett durchdrungen war, geschmeidiger und bequemer zu gebrauchen war,

als eine rohe und ungetragene. Man lernte also gar bald das Leder zu Kleidern zuzubereiten; Gleicher Weise fiel man leicht auf die ersten Elemente der Webekunst, so wie die Wilden aus der Baumrinde, dem wilden Hanf und andern Pflanzen Faden zu ziehen wissen, die sie darnach in einer gewissen Ordnung in einander flechten, ob sie gleich dieses Zeug nicht sowohl zu Kleidern, als vielmehr zu Säcken gebrauchen. Die Wilden, welche in den heißen Ländern nackend gehen, bemalen sich den ganzen Leib und sehen dieses als eine Tracht an.

Uebrigens scheint die Auszierung des Körpers ursprünglich zu einem äußeren Kennzeichen persönlicher Verdienste bestimmt gewesen zu seyn. Ein guter Jäger behängte zum Beweise seiner Tapferkeit seine Arme und Beine mit den Zähnen des erjagten Wildes; ein guter Fischer mit den Zähnen der Fische; und ein Kriegsheld mit den Zähnen der erschlagenen Feinde. Bey den heutigen Wilden putzet sich, eben wie bey den alten Sauromatern, das Frauenzimmer in den feyerlichsten Versammlungen mit dem Haarzopfe ihrer Feinde. Um einige Denkmäler ihrer Tapferkeit an sich zu tragen, lassen sich die Wilden so gar mit den gefährlichsten Schmerzen gemalte Figuren in den Leib schneiden, so wie das bey ihnen übliche Durchboren der Nase, Ohren, Lippen und Waden zum Beweise dienen soll, daß sie nicht länger Kinder, sondern alles zu ertragen im Stande sind.

Das Haus, Tisch und Küchengeräthe ist bey den Wilden sehr simpel, so wie auch die Zubereitung ihres Essens und Trinkens. Die starken Getränke, mit welchen die Europäer sie erst recht bekannt gemacht haben, lieben sie vorzüglich nur deswegen, weil sie einen jeden Zustand, in welchem der Mensch nicht bey seinen Sinnen ist, folglich auch die Trunkenheit für einen außerordentlichen, übernatürlichen und fast göttlichen Zustand halten, daher sie sich zum Trinken, wie zu einem Fest, feyerlich bereiten. Uebrigens ist es gar was sonderbares, daß ob gleich die amerikanischen Wälder mit Weinstöcken fast ganz bedeckt sind, doch die wilden Völker nicht darauf gefallen sind, den Saft aus den Trauben zu pressen, sondern vielmehr diese Früchte für unangenehm und unbrauchbar halten.

Die Schiffahrt der Wilden, ihre Handlung, ihre Art zu schreiben (oder vielmehr ihre Gedanken Abwesenden mitzutheilen, und geschehene Dinge auf die Nachkommen zu bringen) u. d. m. ist auch ein Beweis von der ursprünglichen Einfalt, welche bey allen menschlichen Einrichtungen und Künsten zuerst hat statt finden müssen. Ihre Böte bestehen entweder aus zusammengesetzten Stücken Baumrinde, oder aus hohlgebrannten Holzstämmen, oder aus zusammengenehten Fellen. Ihre Handlung ist nichts anders als eine Tauschung der Waaren. Doch haben sie auch eine Art allgemeiner Münze, die in Porcelainkugeln besteht, welche aus Muschel-

schelschaalen verfertiget werden. Statt der bey uns gebräuchlichen Schrift bedienen sie sich theils der Hieroglyphen, welche nichts anders sind, als eine Art einer unvollkommenen Malerey, (natürlicher Weise konnte auch der Mensch, wenn er seinen Nachkommen oder auch Abwesenden Nachricht von etwas geben wollte, auf kein anderes Mittel zuerst fallen, als die Dinge, so gut als er es konnte, abzumalen); theils der eben jetzt erwähnten Porcelainkörner, welche nach der Verschiedenheit ihrer Farbe und Verbindung ihre verschiedene Bedeutung haben; theils auch einer Menge auf ein Band geknüpfter Knöpfchen, die aber erst und vornehmlich zum Rechnen gebraucht worden sind. Unsere Buchstaben kamen ihnen im Anfange so sonderbar vor, daß sie sie für kleine Geister hielten, die mit den Personen, die sie lesen, reden, daher man Beyspiele hat, daß die Wilden, wenn sie Briefe an jemand bringen sollten, Steine auf dieselben gelegt haben, damit die Buchstaben nicht sehen möchten, was sie unterwegens vornähmen. Uebrigens haben die Wilden eben sowohl, als die alten Gallier und nordischen Völker, ihre Barden und Skalden, ja sie haben so gar nach der Weise der alten Perser, Aegypter und Chaldäer gewisse heilige oder geistliche Gesellschaften, denen die Aufbewahrung aller merkwürdigen Dinge anvertrauet ist. Zu diesen letzteren meynt unser Verfasser, könne man jene unglückliche Hermaphroditen rechnen, welche von den Europäern bey ihrer An-

kunst in Amerika an vielen Orten sollen vorgefunden worden seyn, die sie dann als Leute, die sich unnatürlicher Sünden theilhaftig gemacht, von ihren Hunden ohne Gnade zerreißen ließen, ob sie gleich wahrscheinlicher Weise nichts anders als Personen vom männlichen Geschlecht gewesen sind, die, wie die assyrischen Geistlichen, um den Göttern zu gefallen, oder auch um zu zeigen, daß sie an Kriegen oder bürgerlichen Unruhen keinen Theil nähmen, sich als Frauenzimmer gekleidet haben.

Dritte Abtheilung. **Von dem Gottesdienste der Wilden und ihren vornehmsten Meynungen, wie auch von dem Ursprunge dieser leztern überhaupt in der heydnischen Welt.** Der großen Verschiedenheit halber, welche zwischen den Hauptlehren der wahren Religion und den Hauptlehren der heydnischen Religionen Statt findet, kann unser gelehrter Verfasser der bekannten Meynung nicht beypflichten, daß die lezteren höchstverdorbene Ueberbleibsel von der ersten sind. Er sucht vielmehr darzuthun, daß die allgemeine Denkungsart der alten Welt keine andere habe seyn können, als diejenige, welche wir bey den Wilden antreffen, oder, daß der Mensch sich selbst überlassen, ohne Künste und Wissenschaften, ursprünglich von Gott und der Welt habe so denken müssen, als die Wilden es thun. In der Folge der Zeit aber sind von den heydnischen Weltweisen verschiedene Zusätze und Veränderungen hinzugekommen.

Der Mensch, in seiner ersten Einfalt betrachtet, fieng an von den wenigen Erfahrungen, die er hatte, und unter welchen diejenigen, die er über sich selbst anstellete, die vornehmsten waren, Schlüsse zu machen. Nun sahe er leicht ein, daß das Sichtbare bey dem Menschen nicht die wahre Ursache zu seinen Gedanken, Handlungen und Bewegungen seyn konnte. Um diese einigermaßen zu begreifen, sahe er sich folglich genöthiget, in dem Menschen ein Wesen anzunehmen, welches zwar unsichtbar ist, aber doch, weil man allenthalben in dem Körper seine Wirkung empfindet, über den ganzen Körper ausgebreitet seyn muß. Der großen Aehnlichkeit wegen, die das Vieh mit dem Menschen hat, machte er sich den nämlichen Begrif von dem Vieh. Da nun der Mensch dasjenige, was er bey einigen bekannten Dingen antrift, allen übrigen, wenn es sich nur einigermaaßen thun läst, beyzulegen pflegt, (eine Art zu schließen, die zwar falsch, aber doch dem Menschen natürlich ist) so entstund auf diese Weise allmählich die Meynung, welche die Wilden mit der ältesten Welt gemein haben, daß nämlich alles in der Natur beseelt sey. Man hat daher nicht allein Sonne und Mond für wirkliche Personen gehalten, deren herrlicher Glanz und immerwährende wohlthätige Natur zugleich einen sehr hohen Begrif von ihnen erzeuget hat; sondern man hat auch die Luft, das Meer, die Felsen, die Bäume und Pflanzen, ja so gar die Werke der Kunst, als Bogen und Pfeile, Fisch-

netze, Spiese, Säbel, u. d. m. mit inwohnenden Geistern oder Seelen versehen, die man um Beystand und Hülfe ersuchte, und dergestalt unvermerkt zu Göttern machte.

Sonst scheint es, als wenn in dem allerältesten Zustande der Menschen diejenigen Dinge zuerst und vornehmlich seine Aufmerksamkeit und Dankbarkeit rege gemacht haben, von denen er unmittelbar den größten Nutzen gezogen. Da man nun damals von Baumfrüchten, und in den nordlichen temperirten Gegenden von den Früchten der Eiche lebte, so läßt sich hieraus das unbeschreibliche Ansehen begreifen, in welchem die Hayne und Bäume, und unter diesen vorzüglich die Eiche gestanden haben. (Eine Abgötterey, die bey dem israelitischen Volke unter allen übrigen am schweresten abzuschaffen war.)

Man wollte ferner das Unsichtbare, Himmlische und Göttliche aus dem Sichtbaren, Irrdischen und Menschlichen erklären. Der Himmel wurde folglich ein wohnbares Land, und die Götter in denselben wurden mit einer menschlichen Lebensart und Glückseligkeit versehen. So hatten die Götter der Griechen und Römer alle bey diesen Völkern beliebte Laster. So waren die nordischen Götter Schläger und Kämpfer. Die Wilden hingegen, welche ihre gröste Glückseligkeit in einem ruhigen und unthätigen Leben setzen, lassen ihre Götter im Himmel ebenfalls ein solches führen, und glauben von ihnen, daß sie ungebeten den Menschen allgemeine Wohlthaten

erzei-

erzeigen, daher sie sich nicht so viel um die Götter im Himmel bekümmern, als um die geringeren Götter auf dem Erdboden, und unter diesen bekümmern sie sich wiederum mehr um die Bösen, als um die Guten, welche doppelte Klassen der guten und bösen Geister aus der Bemerkung der Schädlichkeit einiger und Nützlichkeit anderer Dinge in der Natur leicht entsprungen ist.

Die Wilden setzen nicht allein über ein jedes Land einen gewissen regierenden Geist, sondern eignen auch einer jeden Art Thiere ihren besondern Schutzgott zu. Eine Meynung, welche vielleicht die erste Veranlassung zur Anbetung der Thiere gewesen ist. Doch beten die Wilden die Thiere selbst nicht an, ob sie gleich ihnen eben so wohl, als den Menschen unsterbliche Seelen beylegen.

Es haben also die Wilden, eben so wenig als die älteste Welt, eine Kenntniß von dem wahren Gott, oder einem von der Welt verschiedenem höchsten Wesen, sondern es sind eigentlich nur die Kräfte der Natur, denen sie göttliche Ehre anthun. Uebrigens, ob man gleich dergestalt die ganze Natur mit Seelen oder Geistern angefüllet hat, so hat man diese doch nicht als einfache Dinge, sondern vielmehr als materiell betrachtet, obgleich von einer feinen und unsichtbaren Materie; (z. B. eines subtilen Feuers, woher dann die Anbetung dieses Elements mag entstanden seyn.) Hierauf hat man leichtlich auf den Gedanken verfallen können, daß diejenigen

Geister, welche die Erde bewohnen, die feinesten Theilchen der vorkommenden Dinge, als den Rauch der Kräuter, das Blut der Thiere, u. d. m. zu ihrem Unterhalte bedürfen, und hierin meynt der Verfasser den Ursprung der Opfer zu finden.

Die Wilden pflegen diejenigen Geister, welche die großen Theile der Natur, als die Luft, das Meer, die Berge u. d. m. bewohnen, nur in öffentlichen Angelegenheiten und Festen mit Anrufung und Opfer zu ehren. Das meiste Wesen machen sie hingegen aus ihren **Hausgöttern** und denen Geistern, mit welchen ihre Geistlichen in einer genauen und geheimen Verbindung stehen, durch deren Vermittelung sie von jenen Rath, Hülfe und Erkenntniß des Künftigen zu erhalten hoffen. Der vertraute Umgang mit den Geistern aber wird nach ihrer Meynung durch solche Mittel erhalten, welche, so zu reden, die Seele außer dem Körper versetzen, z. B. eine schmerzhafte Ausmerzung des Körpers durch Fasten und andere Uebungen, die **Verrückung des Gehirnes, Träume** u. d. m. Man lieset hier mit Erstaunen, daß die Wilden die Kunst verstehen sollen, durch den Gebrauch gewisser Kräuter, sich ihres Verstandes, wenn sie wollen, nach Belieben zu berauben. Was ihnen nun ihre Einbildungskraft in dieser künstlichen Raserey eingiebt, ist ein Orakelspruch. Einen ähnlichen Ursprung haben die **heydnischen Orakel**, wie es denn bekannt *ist, daß aus* der **delphischen Höhle** ein Dampf

gestiegen ist, der Menschen und Thieren, sobald sie sich derselben näherten, die Sinne verrückte. Die Träume, welche die Wilden als Offenbarungen und Eingebungen der Geister, wie der Verf. solches mit vielen merkwürdigen Beyspielen beweiset, ungemein werth achten, sind ihnen bey der Wahl ihrer Hausgötter sichere Rathgeber; denn da alles in der Natur mit Geistern oder Seelen versehen ist, und folglich ein jedes Ding, es mag nun ein Stein, ein Bein, oder sonst was seyn, ihnen zu ihrem Endzwecke dienlich seyn kann, so kommt es nur darauf an, was für eine Sache am ersten und lebhaftesten sich ihrer Einbildungskraft im Träumen darbeut. So sehr übrigens die Geistlichen ihres vermeinten Umgangs halber mit den guten Geistern von den Wilden geehrt werden, so verhaßt hingegen sind bey ihnen diejenigen, welche sich und andern einbilden wollen, daß sie in einem geheimen Verständniß mit den bösen Geistern stehen. Auf diese wirft man bey allen etwas ungewohnten Unfällen die Schuld, und richtet sie auf die geringste Vermuthung ohne Gnade hin.

Die Opfer, welche man den Göttern gebracht, sind ursprünglich sehr simpel gewesen. In der Folge der Zeit aber vermehrten sich mit den Bedürfnissen der Menschen auch die Bedürfnisse der Götter, bis man endlich, um zu zeigen, daß man den Göttern gar nichts versagen dürfte, ihnen so gar Menschen opferte. Vielleicht können auch die ersten öffentlichen Hinrichtungen der

Missethäter, welche feyerlich und gleichsam vor den Augen der Götter geschehen sind, die erste Veranlassung zu diesem grausamen Gebrauch gegeben haben. Die Kinderopfer haben noch einen andern Grund für sich, nämlich das Recht, welches sich die Aeltern über das Leben und den Tod ihrer Kinder angemaßet haben, vermöge dessen sie nicht allein die Mißgeburten und gebrechlichen Kinder, sondern auch die Töchter, an deren leicht zu besorgenden Unterhalt sie verzweifelten, umgebracht oder ausgesetzt haben, welches noch heut zu Tage bey einigen Wilden, als den Hottentotten, gebräuchlich ist.

Wenn man ferner den Göttern eben so wohl als den Menschen Häuser, d. i. Tempel erbauet; wenn man ihnen Lust und Gefallen an dem schönen Geschlecht, an der Musik, dem Tanz (daher die Geistlichen bey den Wilden mit Pfeifen, Tanzen, und allerley närrischen Geberden die Geister an sich ziehen zu können glauben) u. d. m. beygelegt; wenn man zwey verschiedene Geschlechter der Götter, wie bey den Menschen, angenommen hat; so läßt sich dieses alles und dergleichen mehr leicht begreifen, weil man einmal die Götter auf einen vollkommen menschlichen Fuß genommen hat.

Der Bilderdienst, welcher nicht als ein bloßes Hülfsmittel der Gedanken, sondern vielmehr als eine wirkliche Anbetung beseelter oder für göttlich gehaltener Körper anzusehen ist, hat in der Bildhauerkunst um so viel mehr seine Nahrung gefunden, da man in der ursprünglichen Einfalt

geneigt

geneigt gewesen ist, alles sonderbare, und also auch die ersten Werke der Kunst, von der Geisterwelt herzuleiten, oder für göttlich zu halten.

Daß die Wilden sowohl als die älteste Welt die Unsterblichkeit der Seelen glauben, beweiset der Verfasser unter andern aus ihren Begräbnißgebräuchen, da sie nicht allein allerley Hausrath mit den Todten begraben oder verbrennen, damit die Seelen jener Dinge diese in die andere Welt begleiten und ihnen zu Diensten seyn mögen; sondern auch so gar Menschen, z. B. die Sklaven der Verstorbenen, oder ihre besten Freunde machen ihnen Gesellschaft. Einige Wilden legen nach der Weise der Alten dem Menschen eine doppelte Seele bey, wovon die eine, nämlich die gröbere oder sinnlichere sich bey dem Grabe, bis der Leib vermodert, aufhält. Hieraus macht unser Verfasser sowohl die Einführung der Balsamirung, als auch die Lehre von der Seelenwanderung, und den Ursprung der Ehrfurcht gegen die Gräber begreiflich. Da man sich die Seele als eine Art Schatten oder auch als ein subtiles feuriges Wesen vorgestellet, so hat man von ihr geglaubt, daß sie sowohl im Leben, als nach dem Tode, allerley Gestalten annehmen könne, woher denn die Gespensterlehre und andere dergleichen Meynungen entstanden sind. Endlich zum Schlusse wird eine Menge lächerlicher Meynungen angeführt, nach welchen die Alten und Wilden die Erscheinungen in der Luft und an dem Himmel zu erklären suchen, und welche alle sich auf

die von dem Verf. schon oft bemerkte falsche Art zu schließen gründen, nach welcher man sehr verschiedenen Dingen, einer geringen Aehnlichkeit halber, einerley Natur und Wirkungen beygelegt hat.

Dies ist der Innhalt der gegenwärtigen Schrift, die wir mit vielem Vergnügen gelesen haben. Allein dessen ungeachtet müssen wir gestehen, daß, ob wir gleich die von dem Verf. festgesetzte Entstehungsart der heydnischen Meynungen für gar wohl möglich halten, wir doch besorgen, daß viele Leser sich von der Wirklichkeit oder historischen Wahrheit derselben nicht völlig überführt finden, sondern sie vielmehr für eine bloße Spekulation ansehen werden. Uns dünkt auch wirklich, daß die Offenbarung und H. Geschichte hier etwas zu sehr aus den Augen gesetzt wird, und diese ist es doch, auf welche sich die von dem Verf. verworfene Hypothese von den heydnischen Meynungen als Ueberbleibseln der patriarchalischen Religion gründet, welche aber nicht hinlänglich widerlegt ist.

Was die Uebersetzung betrift, so wissen wir zwar dem Uebersetzer Dank, daß er dis schöne Buch den Deutschen in die Hände hat liefern wollen. Allein wir beklagen, daß wir die Uebersetzung selbst nicht rühmen können; denn theils ist an einigen Stellen (obgleich zu gutem Glück der Hauptsache dadurch kein Eintrag geschehen ist) der Sinn nicht richtig getroffen; theils sind ohne Noth verschiedene eigenmächtige Veränderungen vorgenommen worden. Z. B. ganze Sätze ausgelassen, u d. m. Endlich hätte die Sprache auch reiner und besser seyn sollen.

X.

X.

Specimen Aſtronomiae practicae, cuius particulam primam Praeſide facult. philoſ. Decano, *M. Chr. Horrebov*, pro obtinendis primis in Philoſophia honoribus tuebuntur primae laureae philoſophiae Candidati, d. 2 Aug. 1766.

Hafniae typis N. C. Höpfneri, 3¼ Bog. mit Kupfern, in 4.

(§. 1.) Die praktiſche Aſtronomie iſt eine Wiſſenſchaft, den Ort eines jeden Punkts durch Beobachtungen am Himmel zu beſtimmen. (§. 2.) Sie unterſcheidet ſich von der mechaniſchen Aſtronomie dadurch, daß ſie nicht eben die aſtronomiſchen Inſtrumente und ihren Gebrauch beſchreibet, ſondern die Cautelen angiebt, die bey Applikation der Inſtrumente zu beobachten ſind. (§. 3.) Viele einzelne hieher gehörige Anmerkungen kommen in den Schriften der Sternkundigen, und in den Abhandlungen verſchiedener gelehrten Geſellſchaften vor, aber geſammlet hat man ſie nirgends. (Was für eine nützliche Arbeit unternimmt alſo hier nicht der Herr Juſtizrath Horrebov, da er die zerſtreueten Anmerkungen ſammelt? Und wie viele brauchbare

Erinnerungen können nicht die Liebhaber der Astronomie von den vieljährigen praktischen Beobachtungen dieses Gelehrten erwarten? Den Anfängern im Observiren werden diese Abhandlungen auch wegen der Deutlichkeit, die eine vorzügliche Gabe dieses öffentlichen Lehrers ist, besonders nützlich seyn.) Die Oerter der Sterne (§. 5.) bestimmet man durch ihre Höhe, Azimuth, Breite, Länge, Deklination und Rektascension. (§. 6.) Da es aber keine Instrumente giebt, wodurch die Länge und Breite der Sterne unmittelbar bestimmet werden kann, gehören diese beyde Stücke auch nicht eigentlich zur praktischen Astronomie, die also nur (§. 7.) von denjenigen Instrumenten handelt, durch welche die vier andern Eigenschaften der Sterne bestimmet werden. (§. 8.) Da der Herr Verf. hier kein eigentliches System entwerfen will, bindet er sich auch an keine systematische Ordnung, sondern theilet den Lesern seine Anmerkungen so mit, wie er sie gesammlet hat. Er handelt zuerst (§. 9.) von den **Instrumenten, die sich um eine mit dem Horizont parallele Achse bewegen.** (§. 10. 11.) Man muß bey solchen Instrumenten vor allen Dingen auf die Stellung der Lineae fiduciae in dem Tubo, in Ansehung der Achse des Instruments, Achtung geben. Entweder macht diese Linie mit der Achse rechte oder schiefe Winkel. Im ersten Falle beschreibet sie nach des Herrn Verf. Anzeige einen Circulum maximum am Himmel, im zweyten aber nur einen Circulum minorem. Diesen Fehler, wenn

die

die Linea fiduciae, an statt einen Circulum maximum zu beschreiben, einen Circulum minorem macht, nennet man Parallelismum instrumenti, der wiederum Parallelismus versus orientem, oder versus occidentem genannt wird, je nachdem der kleinere Cirkel in Ansehung des wahren Meridians gegen Osten oder Westen ist. (§. 14 - 18.) Hier wird gezeiget, wie man diesen Fehler bemerken und heben könne. Ist der Fehler groß, so muß man ihn durch das Schraubwerk, welches daher bey solchen Instrumenten nothwendig ist, zu heben suchen; ist er aber sehr klein, kann ihm mit dem Mikrometer abgeholfen werden. (§. 19. 20.) In diesen wird eine leichtere Methode, den Fehler des Parallelismi zu bemerken, angegeben, die aber nicht bey allen Instrumenten statt findet. Bisher hat Herr Horrebov von dem Parallelismo instrumentorum in genere gehandelt; jetzt (§. 21.) handelt er insonderheit von den Instrumenten, deren Linea fiduciae in dem Tubo den Meridian am Himmel bezeichnen soll, z. B. von der Rota meridiana Roemeri, den Instruments des passages der Franzosen, u. d. m. Den Parallelismum solcher Instrumente bemerkt man am besten durch Beobachtung der Stellarum circumpolarium. Der Parallelismus instrumenti (§. 22.) bringt nothwendig Fehler in die Beobachtungen. Diese Fehler, die der Herr Verfasser, um sie von den Fehlern des Instruments zu unterscheiden, Parallelismos stellae nennet, sind desto grösser, je näher die zu beobachtende Sterne dem Pol sind, so,

daß bey einem Abstand von einem Grad vom Pol ein Parallelismus instrumenti von 1 Grad so gar einen Parallelismum stellae von 90 Graden verursachet. Wie man den Parallelismum stellae finden soll, wenn man den Parallelismum instrumenti hat, solches sucht der Herr Verfasser durch eine rechtlinigte trigonometrische Operation zu zeigen. Uns kommt der Gebrauch der rechtlinigten Trigonometrie in der Astronomie überhaupt eben so vor, als wenn man in der höheren Geometrie die alte weitläuftige bloß geometrische Methode der algebraischen oder neueren vorziehen wollte. Wer sich in die Geometrie der krummen Linien, ohne die Algebra zu verstehen, oder in die Astronomia theoretica oder practica, ohne Kenntniß der sphärischen Trigonometrie, einlassen will, spannt doch ohne Zweifel die Pferde hinter den Wagen. Vielleicht hat aber Herr Horrebov seine Demonstration auch dadurch etwas schwerer gemacht, daß er die Linie Æ Q sowohl den Diametrum sphaerae, als auch den Semicirculum meridiani; und die Linie P C sowohl einen Theil des Circuli declinationis P C B, als auch den Radium circuli minoris F C G F, und den Cosinum stellae in C, vorstellen lässet. Auch die Linie E C soll sowohl den Sinum von F C, als auch den von D C bezeichnen. Wäre es nicht vielleicht für Anfänger, oder für diejenigen, die der rechtlinigten trigonometrischen Resolutionen von solchen Problemen bedürfen, leichter, wenn man die Linie Æ Q bloß als den gemeinschaftlichen Diameter des Aequators

und

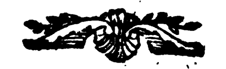
und Meridian's, und I F als den Diameter eines mit dem Aequator parallelen Circuli minoris I G C F betrachtete? P B würde dann ein Radius aequatoris oder Circuli maximi, P C ein Radius circuli minoris, zugleich aber, wie alle Radii circulorum minorum Aequatori parallelorum, ſinus complementi declinationis puncti C. Läſſet man nun von B aus eine perpendiculare Linie auf Æ Q fallen, die wir P B nennen wollen, ſo wird dieſe der Sinus von Q B werden; Q B iſt aber die Menſur von dem Winkel bey P, alſo wird ſie auch Sinus ang. P. Nun inferire man in den beyden ähnlichen Triangeln P C E und P B M: Wie ſich *P C* (Coſinus declinationis ſtellae in C) verhält zu *P B* (Sinus totus), eben ſo verhält ſich *E C* = *A H* (Paralleliſmus inſtrum.) zu *B M* (Sinus ang. P). Hat man aber den Winkel bey P, ſo hat man zugleich den verlangten Paralleliſmum ſtellae F C. Durch Hülfe der ſphäriſchen Trigonometrie kann dies Problem noch auf mancherley Weiſe aufgelöſet werden. Unſer Verfaſſer bedienet ſich dazu der Regulae tangentium catholicae (§. 24). Den Paralleliſmum ſtellae ſowohl als inſtrumenti beſtimmt man am genaueſten durch Obſervirung der Stellarum circumpolarium (§. 26), aber eben derſelbe Paralleliſmus inſtrumenti verurſacht bald einen gröſſeren, bald einen kleineren Paralleliſmum ſtellae, nachdem die Sterne von dem Aequator entfernt ſind. Als ein Beyſpiel findet man in den folgenden §§. eine kleine Tabelle über die verſchiedenen Parallel. ſtellarum,

die ein Parallel. instrum. von einem Grad nach der verschiedenen Entfernung der Sterne vom Aequator hervor bringet. Der Fehler des Parallelismi, den der Herr Verfasser bisher beschrieben hat, rührt eigentlich nur von der unrichtigen Anlegung des Tubi her, die Achse des ganzen Instruments kann aber deswegen doch mit dem Horizont parallel seyn. Jetzt beschreibt er nun einen neuen Fehler, der von der unrichtigen Lage der Achse des Instruments, wenn nämlich diese, an statt mit dem Aequator parallel zu seyn, sich gegen eine oder die andere Gegend des Horizontes neiget, verursachet wird. Diesen Fehler nennt man Inclinat. instrumenti. Die Mensur der Inklination (§. 30.) ist der sphärische Winkel, oder der Bogen zwischen dem wahren und falschen Zenith des Instruments. Man entdeckt diesen Fehler mit Hülfe eines Bleyloths oder einer Wasserwage. Zu besserer Deutlichkeit werden erst einige Theoremen erkläret, worauf sich diese Probe gründet. Das erste (§. 32.) ist folgendes: Wenn um eine Achse oder Linie *COD* eine andere senkrecht darauf fallende Linie *AOB* sich bewegt, so bleibt die Linie *AOB* (die Achse mag mit dem Horizont parallel seyn oder nicht) beständig in demselben Plan; und wenn die äussersten Punkte *A* und *B* gleich weit vom Ruhepunkte *O* entfernet sind, beschreiben diese beyden Punkte so gar dieselbe Peripherie. Aus diesem Theorem wird ferner (§. 34.) erwiesen, daß, wenn ein Bleyloth an einen Tubum

bum angebracht wird, solches, in so ferne der Tubus auf der Achse des Instruments perpendikular seyn soll, und folglich kein Parallelismus instrum. statt findet, in dem Plano rotationis tubi entweder immer parallel seyn, oder wenigstens allezeit damit denselben Winkel machen müsse. In dem letzten Fall inklinirt das Instrument, und zwar gegen die Seite, wo das Bleyloth mit dem Tubo einen Winkel macht. Dieser Winkel ist (§. 35.) = Ang. inclinationis. Wenn das Bleyloth mit dem Plano rotationis jederzeit parallel bleibt, hat das Instrument weder einen Parallelismum, noch eine Inklination, doch beschreibt der Herr Verfasser (§. 38. 39.) einen einzigen Fall, in welchem diese Regel nicht gilt. Das zweyte Theorem (§. 36.) ist dieses: Wenn um eine Achse oder Linie *C D* eine andere auf selbige nicht senkrecht fallende Linie *A B* sich bewegt, so verändert die Linie *A B* (die Achse mag mit dem Horizont parallel seyn oder nicht) beständig ihren Plan, indem jeglicher Punkt dieser Linie durch seine Bewegung einen besondern Cirkel beschreibt, unter welchen doch diejenigen, die die äußersten Punkte *A* und *B* beschreiben, die größten sind. Ferner wird (§. 40.) bewiesen, daß, wenn eine Linie *A B* sich um eine mit dem Horizont parallele Achse, auf welcher sie aber schief liegt, bewegt, und man von den beyden äußersten Punkten, wenn sie unter der Bewegung ihre größte Höhe er-

reicht haben, senkrechte Linien auf die Achse fallen lässet, diese Linien alsdann mit der Linie *A B* gleich große Winkel, aber zu verschiedenen Seiten, machen. Lässet man also in solchem Falle das Bleyloth von den beyden Enden des Tubi herunter fallen, und findet dann, daß selbiges mit dem Tubo gleich große Winkel macht, (§. 41.) so ist es ein Zeichen, daß das Instrument keine Inklination, aber wohl einen Parallelismum hat, der so groß ist, als ein jeder von den Winkeln, die das Bleyloth mit dem Tubo macht. Die folgenden drey hieher gehörige Theoremen wollen wir nicht anführen, denn sie können ohne die Kupfer nicht verstanden werden.

In der zweyten Particfel wird man noch mehr von den Inklinationsfehlern des Instruments zu erwarten haben. Wir wünschen, daß der Herr Justizrath diese schöne und nützliche Arbeit eben so glücklich, als seine Elementa astronomiae, die gleichfalls in akademischen Streitschriften stückweise heraus gekommen sind, zu Ende bringen möge. Nur Schade, daß dergleichen akademische Arbeiten (die gemeiniglich umsonst ausgetheilt werden), so wenig ausserhalb Kopenhagen bekannt werden, zumal, wenn sie aus verschiedenen Partickeln bestehen.



XI.

Xenophons Cyropaedie etc.

D. i.

Xenophons Cyropädie, aus dem Griechischen übersetzt von Jakob Baden, Rektorn in Altona.

Kopenhagen 1766, bey C. Schiönning, 18 Bogen in 8.

Wir zeigen diese wohlgerathene Uebersetzung, durch die Herr Baden, der jetzt an der lateinischen Schule in Helsingör steht, den dänischen Lesern mit einer von den besten Schriften eines der liebenswürdigsten Schriftsteller des Alterthums ein Geschenk macht, mit Vergnügen an. Ueberhaupt sind die Uebersetzungen griechischer Schriften allemal die nützlichsten, nicht nur, weil wenigere sie in der Grundsprache lesen können als die lateinische, sondern auch größtentheils ihres inneren Vorzugs wegen.

In der Vorrede handelt der Herr Verfasser kürzlich von den Regeln einer guten Uebersetzung, und giebt zugleich einige Nachricht von

der seinigen. In Ansehung der Wörter Consul, Quästor 2c. die Herr Baden nicht übersetzen will, können wir nicht ganz seiner Meynung seyn, so sehr auch ein römischer Consul von unsern heutigen Bürgermeistern unterschieden ist. Uns dünkt, es kommt hier auf die Aehnlichkeit der Verrichtung, nicht auf das höhere Ansehen an, so nennen wir einen Ulysses König, wie den Xerxes oder Cyrus; ob gleich gar kein Verhältniß zwischen der Insel Ithaca und dem persischen Reich ist.

Aus einer dänischen Uebersetzung können wir nicht wohl eine Probe geben, wir wollen also nur noch einige Stellen anmerken, wo uns der Sinn Xenophons nicht ganz richtig getroffen zu seyn scheinet.

Herr Baden schreibt im Genitivo Cyrus's, dieses dünkt uns im Lesen unangenehm, und im Sprechen unmerklich. Im ersten Buch S. 13. der Uebersetzung setzt Herr Baden, wir wissen nicht weswegen, an statt: **wenn er zur Mittagsmahlzeit** *επ' αϱιϛον* **kommen wollte, zum Monarchen**, welches letztere Wort für **König** uns hier im gemeinen Gespräch auch etwas anstößig ist. S. 25. ist die Beschreibung des Meders, der sich für des Cyrus Befreundten ausgab, *μαλα καλον καγαθον οντα* ausgelassen. Dergleichen kleine Auslassungen, die freylich bey einer etwas weitläuf-

läufftigen Uebersetzung nicht wohl zu vermeiden sind, finden sich mehr, wir zeigen aber nur die an, welche uns die wichtigsten scheinen. S. 30. dünkt uns: νυν γαρ ερχονται μεν ὁι πολεμιοι αρχοντες αδικων χειρων, insonderheit des Zusammenhangs wegen so viel anzuzeigen, daß die Feinde mit den Feindseligkeiten den Anfang gemacht hatten. S. 42. ist die Stelle: εν ὡ δ' αν τους πολεμιους αισθανη ευχειρωτοτατους γιγνομενους εν τουτω μαλιστα επιτιθεσθαι ausgelassen. Im Anfang des 2 Buchs S. 46. ist die Frage: ὁι δε πολεμιοι ουκ ερχονται wohl nicht recht übersetzt: Die Feinde kommen ja nicht; es sollte ohne Zweifel heißen; kommen die Feinde vielleicht nicht? S. 57. ist παρεχειν γελωτα nicht sehen, daß andere lachen, sondern: andere zu lachen machen, ihnen von dem Gelächter, davon Aglaitadas nach des Hystaspes Scherz einen so guten Vorrath hatte, etwas mittheilen, in welcher Bedeutung es gleich in der folgenden Zeile wieder vorkommt. S. 69. ist ὁτι ακουει τους πολεμιους προσιοντας εφ' ἡμας ausgelassen. Die dänische Redensart: vor Herre, für Gott, die S. 91. im dritten Buche und sonst vorkommt, dünkt uns in dem Munde eines Heyden etwas seltsam. S. 100. ist der lebhafte Ausdruck τυφλα, αοπλα, αχειρα, durch entblößt und wehrlos wohl zu schwach gegeben. S. 125. im 4 Buche ist ει δε Κυρος ὁυτω γιγνωσκοι zu hart übersetzt: wenn Cyrus

rus nicht mehr Verstand hätte. S. 131. muß: τους δ' ιππους μηχανησομεθα οις αν παραδιδοιημεν übersetzt werden: wir wollen Leute bestellen, die unterdessen, daß wir absteigen und zu Fuß fechten, auf unsere Pferde Acht haben, nicht: wir wollen die Pferde selbst austheilen. Es erhellet dieses sowohl aus dem Zusammenhange mit dem vorigen, als aus der nachmaligen Anordnung des Cyrus. S. 139. im 5 Buche, wissen wir nicht, ob vielleicht eine uns unbekannte Leseart Herr Baden bewogen hat, die Stelle: αλλ' επειδαν τι αρπασωσιν η κλεψωσιν, ορας ετι συ πρωτος, ως ουκ αναγκαιον το κλεπτειν, αιτια τον κλεπτοντα και αρπαζοντα, και ου συγγινωσκεις, αλλα κολαζεις; zu übersetzen: Wenn sie gestohlen haben, so sind sie selbst die ersten, die sich ein Verbrechen daraus machen, als aus einer Sache, die keine Nothwendigkeit gewesen wäre, und die nicht entschuldiget, sondern bestraft werden soll; wenn dem aber auch so seyn sollte, so würden wir doch die erste vorziehen. S. 145. ist: οπως αυτοι ως κρατιστοι εσεσθε unserer Meynung nach nicht wohl durch: daß ihr die Regierung behaltet, übersetzt. Βασανιζων ist S. 152. durch Verhör zu gelinde gegeben. Eben daselbst übersetzt Herr Baden τω νομω προσκυνησας, er fiel nach Landesgebrauch vor ihm nieder, er grüßte ihn in der

Lan-

Landessprache. Warum S. 168. die dem Cyaxares ausgesuchten Weiber in der Uebersetzung vornehme Damen genannt werden, wissen wir nicht, nach dem 4 Buche hatte man die schönsten gewählet, von ihrem Stande aber wird nichts gemeldet. Auf der folgenden Seite ist das δυναϑαι und ἱκανους ειναι nicht ausgedruckt, Cyaxares klagt hier nicht über eine wirkliche Beleidigung von Seiten seiner Unterthanen, sondern, daß sie jetzt die Macht dazu hätten. Eben daselbst dünkt uns, wäre: ὁ τι παντας ἡμας λυπησει besser wörtlich, als dein ganzes Land übersetzt. S. 177. im Anfange des 6 Buchs ist εμοι μεν ου δοκει διαλυειν etc. nicht deutlich genug übersetzt. Ολιγοι τινες ist ohne Zweifel von Menschen, nicht wie S. 191. geschieht, von Werkzeugen zu verstehen. S. 225. im 7 Buche ist ὁσοι μενειν ἡρουντο παρ᾽ αυτω ausgelassen. S. 233. ist die Stelle: ανευ δε του δεομενου τυγχανειν τινος, ουδεν ὁυτω πολυτελως παρασκευαϑειη αν, ωσϑ᾽ ἡδυ ειναι, wie prächtig auch etwas zugerichtet werde, so ist es doch nur alsdenn recht angenehm, wenn man es nöthig hat, nicht richtig übersetzt: wie theuer man auch ein Gut erkauft, so ist es doch nie angenehmer, als wenn man sein bedarf. Unmittelbar darauf sollte: ει δε ὡν μεν μαλιϛα ανϑρωποι επιϑυμουσιν, ὁ δαιμων ἡμιν ταυτα συμπαρεσκευακεν nicht übersetzt seyn: Die Natur hat

die Menschen mit allem, was wir nur wünschen können, reichlich versorget, sondern: Gott hat uns alles gegeben, was die Menschen sich wünschen. Im 8 Buche ist ὁποσοι οντες ἱκανοι αλλων εργαζομενων τρεφεσθαι, μη παρειεν επι τας θυρας nicht so zu verstehen, wie S. 238. der Uebersetzung, daß sie ihres Reichthums wegen sich nicht bemühen wollten nach Hofe zu kommen, sondern des Cyrus Einrichtung war so, daß der Adel, oder alle, die das Vermögen hatten, ohne eigene Arbeit von ihren Landgütern zu leben, schuldig waren, bey Hofe zu erscheinen. S. 240. ist ανοσιον nicht ganz richtig durch gewaltsam gegeben. S. 243. ist: ου ραδιον εστι φιλειν τους μισειν δοκουντας ουδ ἑυνοειν τοις κακονοοις übersetzt: es ist nicht leicht, die zu lieben, die andere hassen ꝛc. es sollte aber vielmehr heißen: es ist nicht leicht, jemand zu lieben, der uns hasset. S. 268. ist πολλων και αγαθων αιτιοι αλληλοις εσεσθε nicht genau übersetzt: werdet ihr einander beständig hoch verbunden seyn. S. 273 ist nach den Worten: zum siebendenmal επι της αυτου αρχης während seiner Regierung ausgelassen.



XII.

Forsvarskrift for Jöderne etc.

D. i.

Vertheidigung des jüdischen Volks, oder kritische Betrachtungen über das erste Kapitel in dem 7 Theil von Voltairens Werken, was die Juden betrift, aus dem Französischen übersetzt von Marcus Salomonsen Nyeborg, von der teutschen hebräischen Nation, mit einigen Anmerkungen von dem Uebersetzer.

Kopenhagen, bey N. Müller 1765, 3 Bogen, in 8.

Diese Schrift macht den Anfang eines kleinen Streites zwischen Herr Nyeborg und einem ungenannten Philalethos, von dem wir jetzt, weil er bis ins Jahr 1766 geht, und also aus der Ursache am besten in diesem Journal seinen Platz findet, unsern Lesern einige Nach-

Nachricht geben wollen. Er gereichet Herr Nyeborg zu vieler Ehre, denn er zeigt sich durchgehends darinn als ein Mann von Geschmack, Verstand und einer unter den Juden seltenen Gelehrsamkeit.

An der Uebersetzung finden wir nichts weiter zu erinnern, als daß sie etwas zu Französisch gerathen ist, z. E. sind die Namen nach den französischen Endigungen gesetzt, als Aristote, Esaie, Barthelemy. Einige kleine Nacherinnerungen des Uebersetzers betreffen mehrentheils den Unterschied zwischen den teutschen oder polnischen und den portugiesischen Juden. Der französische Verfasser hatte die letzteren zum Nachtheil der ersten gelobt. Herr Nyeborg gesteht zwar, überhaupt genommen, den Sitten der Portugiesen den Vorzug zu, mißbilligt aber den Stolz derselben, daß sie sich nach dem Berichte des Verfassers in Holland und England nicht einmal unter ihre teutsche Brüder verheyrathen. Gegen diese Schrift, oder nach derselben, (denn der Verfasser ist in den meisten Stücken Herrn Nyeborgs Meynung, und also kein eigentlicher Gegner) kam heraus:

Brief

Brief an den Uebersezer der Vertheidigung der Juden M. S. Nyeborg von Philalethos 1766, bey A. F. Stein, 1 Bogen.

Der Verfasser giebt Anfangs seine Verwunderung zu erkennen, daß der von Religionseifer sonst so wenig eingenommene Voltaire die Juden so gern in seinen Schriften angreift. (Diese Verwunderung würde wegfallen, wenn der Verfasser die Ursache, die Voltairen hierzu beweget, und die er selbst deutlich genug zu erkennen giebt, beobachtet hätte. Es ist keine andere, als die Absicht, die heilige Schrift und die christliche Lehre verächtlich zu machen; deswegen stellt er die Juden so oft, und zwar wider alle historische Wahrheit auch schon zu den Zeiten des alten Bundes als einen elenden abergläubischen Haufen von Trödlern vor. Der Verfasser nennt sonst hier Voltairen einen großen Philosophen, vielleicht ist das letzte Wort ein Druckfehler, statt Poeten.) Eine Stelle S. 5. gefällt uns zu wohl, als daß wir sie nicht abschreiben sollten: Wer vernünftig ist, sagt der Verfasser, muß einsehen, daß jeder Mensch, er sey Christ oder Jude, die Seligkeit zu erlangen wünschet, welche ihm die Hoffnung in der Ewigkeit zeiget. Die Religion ist der Weg, auf dem man dieses Ziel zu erreichen denkt. —— —— Daß

man von dem rechten Wege abweicht, rühret oft nur von zufälligen Dingen, der Erziehung, dem Geburtsorte ꝛc. her. Aber zu glauben, daß jemand mit Vorsatz und bloß aus Eigensinn irret, ist ungereimt, und wird durch die Wichtigkeit der Belohnung, darnach ein jeder trachtet, widerlegt. Es sind dieses Wahrheiten, die man nicht genug wiederholen, nicht genug einschärfen kann, ob sie gleich ein jeder von selbst wissen könnte und sollte. Der Streit zwischen dem Verfasser und Herrn Nyeborg betrift eigentlich desselben Vertheidigung der teutschen und dänischen Juden, deren Fehler er mit ihrer Unterdrückung in den vorigen Zeiten entschuldiget. Der Verfasser meynt, daß diese Unterdrückung jetzt völlig aufgehört habe, und tadelt die Juden, daß sie sich nicht mehr auf anständige Sitten, Gelehrsamkeit, Künste und Handwerke legen. Insonderheit ist ihm der Bart der teutschen Juden anstößig, weil sie sich dadurch gar zu kenntlich machen, und der Verachtung aussetzen. Er fragt im Scherz, ob es denn im Gesetz Mose verboten sey, sich den Bart scheren zu lassen, und muß also die Stelle 3 Mos. 19, 27. nicht kennen.

M. S. Nyeborgs Antwort auf des Philalethos Brief, bey C. Schiönning, 1 Bogen.

Der Verfasser zeigt hierinn die Ursachen weitläuftiger an, die zur Entschuldigung der schlechteren

ren Sitten und geringeren Kenntnisse der Juden gereichen können. Er erinnert seinen Gegner erstlich, daß das Gute leichter unterdrückt, als wieder erweckt werde, und eine anfangs gezwungene Trägheit zuletzt durch die lange Gewohnheit angenehm werden könne. Kein Handwerker darf einen Juden in die Lehre nehmen. Und wie könnte die Gelehrsamkeit unter ihnen blühen, da sie nicht nur aller Aufmunterungen und Belohnungen entbehren müssen, sondern auch der grösseste Theil von ihnen alle Zeit auf die Erwerbung seines Unterhalts wenden muß' So wie ich, sagt hier der Verfasser, am Tage Seife machen muß, um die Bücher zu verdienen, die ich des Nachts lese *). Denn bey einem Volke, das von allen Aemtern und Künsten ausgeschlossen ist, und allein von einer noch dazu so eingeschränkten Handlung leben soll, müssen nothwendig die mehresten arm seyn.

Der Verfasser hat in dieser Vertheidigung die Wahrheit so auf seiner Seite, daß man ihm nothwendig Recht geben muß, ob er gleich nicht so viel hat sagen dürfen oder wollen, als er hätte sagen können. Eine Stelle in diesem Briefe hat übrigens zu einer Irrung zwischen der hiesigen gelehrten Zeitung und einigen Gliedern der theologischen Fakultät Anlaß gegeben. Philalethos hatte in seinem Briefe gesagt: Es ist merkwürdig, daß

*) Neue Fabriken zu errichten, ist den hiesigen Juden erlaubt.

die Kinder Israel bey ihrem Ausgange aus Aegypten einen Betrug spielen mußten, indem sie goldene und silberne Gefässe borgten und mit sich nahmen. Er erklärt sich hernach in seinem zweyten Briefe, daß er dieses nur im Scherz gesagt habe, indessen konnte Herr Nyeborg es damals (wenn es anders einen vernünftigen Verstand haben sollte) nicht wohl für etwas anders als einen Vorwurf annehmen, er suchte deswegen Mosis Gebot nach blos menschlichen Gründen zu entschuldigen, meynt aber, daß sich auf diese Weise der Tod des Ananias und der Saphira Ap. Gesch. 5. nicht vertheidigen liesse. Die Recension in der gelehrten Zeitung war (wie die Verfasser mehrentheils die Gewohnheit haben) ein bloßer Auszug, und also führten sie auch diese Stelle mit Herr Nyeborgs eigenen Worten an, welche zwar in dem Munde eines Christen etwas anstößig seyn würden, von einem Juden aber gar nichts unbescheidenes haben. Die Verfasser vertheidigten sich gegen eine ihnen durch den Pedellen der Universität deswegen geschehene Erinnerung im folgenden Stück ihrer Zeitung.

Anderer Brief von Philalethos an M. S. Nyeborg, 1 Bogen, bey Stein.

Der Verfasser urtheilet nach unserer Meynung zu hart, wenn er meynt, daß die Juden aller von Herr Nyeborg angeführten Gründe ohnerachtet, es dennoch in den Wissenschaften weiter gebracht haben könnten; und wenn er S. 25. glaubt,

glaubt, es wäre jedem erlaubt, sich, mit welcher Handthierung er wollte, zu ernähren, so verräth er eine ganz besondere Unwissenheit in den Gesetzen und Freyheiten der Zünfte. Er fürchtet sonst, daß ein Religionsstolz und die Gebote, welche verbotene Speisen, Feyertage rc. betreffen, den Juden eine Hinderniß in Erlernung eines Handwerks seyn könnten. Den Ap. Gesch. 5. erzehlten Tod des Ananias und seines Weibes blos menschlich betrachtet, vertheidigt der Verfasser ganz kurz. Er sagt: Ist nichts göttliches bey dieser Geschichte, so ist auch Petrus an dem Tode dieser Leute nicht Schuld gewesen, denn er legte keine Hand an sie, und von bloßen Worten stirbt niemand. Die Verfasser der gelehrten Zeitung haben diese ganz gegründete Vertheidigung im 40 Stück des 1766 Jahres mit Einwendungen, die unserm Bedünken nach, gar nichts sagen, zu widerlegen gesucht. Das Ende dieses Briefes enthält eine Antwort auf einige in das 107 Stück der Adreßzeitung von diesem Jahr unter dem Namen S. D. M. D. eingerückte Erinnerungen eines Ungenannten, (vermuthlich des Herrn Dokt. Meza, eines hiesigen geschickten jüdischen Arztes, den Herr Nyeborg in der unmittelbar vor dieser genannten Schrift als seinen Lehrmeister rühmet.) Sie betreffen gleichfalls größtentheils die Sitten der Juden. Der Verfasser sagt nicht mit Unrecht: **Warum sollten sie sich wohl auf Künste, Handwerke und Wissenschaften legen, wenn sie dieselben nicht ausüben können?**

M. S.

M. S. Nyeborgs andere Antwort an Philalethos, bey Schiönning, ½ Bogen.

Diese kleine Schrift enthält ausser einigen Erinnerungen Herrn Nyeborgs wider seinen Gegner auch des S. D. M. D. kurze Antwort. Philalethos hatte unter andern gesagt: Die Anzahl der hiesigen Juden, die sich beständig vermehren, wäre ein offenbarer Beweis, daß sie sich ernähren könnten. Der Verfasser antwortet darauf: Ich gestehe, daß dieses in meinen eigenen Augen unbegreiflich ist. Wenn man dieses Volk genau betrachtet, so hat man nach meiner Meynung den rührendsten Beweis wider den Atheismus. Gott muß ein beständiges Wunder thun, alle diese elenden Leute ohne Künste und Handwerke zu erhalten.

Dritter Brief von Philalethos an Nyeborg, bey Schiönning, 1 Bogen.

Der Verfasser widerlegt unter andern seines Gegners Meynung, daß die Verbesserung der Landessprache und Gelehrsamkeit in Dänemark erst von Holbergs Zeit an zu rechnen wäre. Er eifert bey dieser Gelegenheit gegen die Aeltern, die ihren Kindern den nöthigen Unterricht in teutscher Sprache beybringen lassen, und beschweret sich über die wenige Neigung des hiesigen Publici zum Lesen. In dem übrigen Theile des Briefes redet der Verfasser bey Gelegenheit der hiesigen gelehrten

ten Zeitung von dem übertriebenen Religionseifer.

Dieses ist die letzte Schrift, die in dieser Materie herausgekommen ist. Wir müssen des Verfassers Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe rühmen, die Schreibart aber könnte an vielen Orten besser seyn. In der Sache selbst, worüber der Streit zwischen ihm und seinem Gegner geführet wird, ist das Recht, wie wir schon erwähnet haben, offenbar auf des letzten Seite. Wie kann man den heutigen Zustand der Juden frey von Unterdrückung nennen? und von diesem Volk, das an vielen Orten gar nicht, und an andern mit so harten Bedingungen und so weniger Freyheit geduldet wird, allgemeine Arbeitsamkeit und Wißbegierde fodern? Herr Nyeborg gedenkt in seiner ersten Antwort des ruhmwürdigen Verfassers des patriotischen Zuschauers mit verdientem Lobe, der in seinem 162 St. die Sache dieser bedrängten Nation vertheidiget. Wir haben uns bey dieser Gelegenheit mit Vergnügen an Lessings Lustspiel, die Juden, erinnert, und gewünscht, daß mehrere Schauspiele solche nur gar zu gemeine Vorurtheile bestreiten möchten. Zu diesem Stück der Sittenlehre wäre da der rechte Ort, und man würde weit mehr Nutzen davon erwarten können, als von den allgemeinen moralischen Lehren, die jedem schon so bekannt sind, daß sie eben deswegen bey einer öffentlichen Vorstellung, da das Gemüth durch so viele andre Dinge eingenommen ist, gar keinen Eindruck mehr machen können.

Voltaires Tillæg etc.

Voltairens Anhang zu Zadig, aus dem Französischen übersetzt von M. S. Nyeborg. Kopenhagen 1766, bey Schiönning, 1 Bogen, in 8.

Wir wollen diese kleine Schrift den übrigen von eben demselben Verfasser (denn man siehet leicht, daß sie keine Uebersetzung ist) beyfügen. Sie enthält politische Vorschläge, die sich insonderheit auf die hiesige Verfassung beziehen. Die Schreibart ist zwar nicht so witzig als Voltairens, aber doch ziemlich im Geist des Zadigs. Herr Nyeborg erzehlet Zadigs Anordnungen in seiner Regierung. Er schaffte die Gewohnheit ab, daß die Bedienten derjenigen, die in öffentlichen Aemtern standen, mit der Zeit eben solche Aemter erhielten, ob sie schon weder Erziehung noch Uebung hatten. Er bestellte Friedensrichter, welche die streitenden Partcyen, ehe es zum Proceß kam, mit einander zu vergleichen suchen mußten. Er schränkte die Zahl der Studirenden ungefähr auf die Zahl der Aemter ein, und schloß die ganz Armen davon aus. Allen Landeseinwohnern gab er gleiche Freyheiten und Vorrechte, ohne Unterschied der Religion. Bey dem Kriegsstande schaffte er die grausamen Leibesstrafen ab, erlaubte den gemeinen Soldaten zu heirathen, und reichte ihnen den größten Theil ihres Soldes in Eßwaaren. Die Handwerke und Künste befreyete er von allem Zwang der Zünfte. In Ansehung der

Schau-

Schauspiele machte er verschiedene Anordnungen. Er verbot z. B. alles Klatschen und Lärmen während der Aufführung eines Stückes, und wollte, daß man entweder Originale vorstellen, oder bey der Uebersetzung eines Schauspieles solches nach den Landessitten einzurichten suchen sollte. In den Schulen befahl er, die Jugend zuerst in der Geschichte des Vaterlandes, und hernach in alten und fremden Schriftstellern zu unterrichten. — —

Unsere Leser werden sich blos aus diesem Auszuge schon einen guten Begrif von der Einsicht und Beurtheilung des Verf. machen können.

XIII.

Kurze Anzeige einiger kleiner altonaischen Schriften.

1.

Die selige Sache des Glaubens, wurde in einer auf allergnädigsten Befehl und in allerhöchster Gegenwart Ihro Königl. Maj. der Königinn Carolina Mathilda in der Evangel. Luth. Hauptkirche zu Altona am 21 Sonnt. nach Trinit. 1766, über das Evangelium gehaltenen Predigt betrachtet, von Johann Gotthilf Reichenbach, Altona, bey den Gebr. Burmester, 48 S. in gr. Okt.

Dies ist eine der letzten gedruckten Kanzelarbeiten des in dem folgenden Jahre nach vielen überstandenen schweren Krankheiten im Glauben selig gestorbenen Herrn Consistor. Raths und Probsten Reichenbach, darin man das Deutliche, Sanfte und Erbauliche antrift, das diesem aufrichtig frommen Manne eigen war. Der Glaube des Königischen in seiner leiblichen Angelegenheit veranlasset den Vortrag dieser richtigen Wahrheit, **daß der Glaube an den Heiland der Welt eine selige Sache sey.** Von der Beschaffenheit des Glaubens werden in dem ersten Theile blos diese drey Sätze auf eine praktische Art erläutert, 1) auch ein schwacher Glaube ist der wahre Glaube, 2) der wahre Glaube, ob er gleich anfangs noch schwach ist, bleibt nicht schwach, sondern er wird immer stärker, 3) je mehr der Glaube wächst und zunimmt, desto vollkommener wird der Gehorsam gegen die Gebote Gottes. Folglich wird in diesem Vortrage nicht allein die Natur und das Geschäfte des seligmachenden Glaubens, sondern auch insonderheit die Lehre von dem schwachen Glauben, und zwar auf eine gute Art, vorgetragen. Es heißt davon unter andern S. 15. „der schwache „Glaube, der doch der wahre Glaube ist, gleichet „nicht, wie der vermeinte Glaube derer, die noch „nicht aus Gott gebohren sind, einem Irrlichte, „welches aus einem sumpfigten Orte in die Höhe „steiget, bald aber in der Luft zerflattert und nie„derfällt: sondern auch der schwache Glaube ist „den Sternen des Himmels gleich, welche ihren

„bestän-

„beständigen Ort haben, und allezeit das bleiben, „was sie sind, obgleich zu Zeiten eine Wolke das „Auge bedeckt, oder sonst eine Hinderniß entsteht, „daß man sie nicht sehen kann.„ Daß dieser Glaube eine sehr selige Sache sey, wird in dem zweyten Theile nur in den beyden Stücken gezeiget, 1) weil er uns niemals hülflos lässet; und 2) weil er sieget und durch alle Schwierigkeiten bricht. Die auf dem Titel angezeigte angenehme Veranlassung giebt dem Herrn Verf. nach der gewöhnlichen Zueignung Gelegenheit, die Königinn, welche hier dem ersten öffentlichen Gottesdienste in den dänischen Staaten beywohnete, mit gerührten Herzen anzureden und zu segnen.

2.

Zwo Antrittspredigten von Friedrich Christian Reichenbach, Pastor Adjunkto des altonaischen Ministerii, und Nachmittagsprediger in Ottensen.

Altona, gedruckt und verlegt von den Gebr. Burmester 1766. 70 S. in gr. 8.

Der Herr Verfasser ist ein würdiger Sohn des eben gedachten sel. Herrn Consist. Raths Reichenbach. Er hat das angenehme Vergnügen gehabt, von diesem seinem ehrwürdigen Vater ordiniret und eingeführet zu werden, und sein Amtsgehülfe zu seyn, daher er ihm auch diese Predig-

ten in einer kindlich zärtlichen und ehrerbietigen Zuschrift auf eine rührende Art zugeeignet hat. Die erste ist in der Hauptkirche zu Altona gehalten, über die Worte Pauli Phil. 3, 13-15. und ist eine Ermahnungsrede, dem vorgesteckten Ziel, dem Kleinod der himmlischen Berufung Gottes in Christo Jesu, nachzujagen. Die zwote ist in der Kirche zu Ottensen über die Epist. Jud. v. 20-23. gehalten, und handelt von der Erbauung sowohl in Absicht auf die Gemeine, als auf den Lehrer. Beyde sind mehr Ermahnungen, als ordentliche Lehrvorträge. In beyden herrscht eine gute Anlage ohne eine mühsame Kunst, eine natürliche Beredsamkeit ohne Schwulst und Schwatzhaftigkeit, eine reine und zierliche Sprache ohne Affektation, eine Deutlichkeit, ohne ins platte und niedrige zu fallen. Was aber das wichtigste ist, so lernen wir aus beyden den Herrn Reichenbach als einen erbaulichen Prediger kennen, der selbst durch seine Materie erbauet ist, der seine Zuhörer erbauen will, und der auch wirklich erbauen wird. Wir müssen daher gestehen, daß uns diese Predigten aus diesen Gründen sehr wohl gefallen haben, und auch andern gefallen werden.

3.

Von dem Beynamen der Fromme, welcher einigen Regenten beygelegt wird. Eine feyerliche Rede, welche an dem letzten Geburtsfeste des weyland — — Monarchen, Friedrich des Fünften,

ten, im Jahr 1765 in dem königl. akademischen Christianeo ist gehalten worden von D. Gottfried Prose.

Hamburg, bey Hertels W. und Gleditsch 1766, 32 S. in Okt.

Diese Rede ist erst nach dem Tode des höchstseligen Königes, und vermuthlich durch Veranlassung dieses hohen Sterbefalls, gedruckt und unserm jetztregierenden Monarchen zugeeignet worden. Ihr Inhalt stehet mit ein paar andern Einladungsschriften desselben gelehrten und berühmten Verfassers in Verbindung. S. 14. saget der Redner zu seinen Zuhörern von sich in der Sprache einer edlen Bescheidenheit: „Sie gönnen meiner Rede eine ganz besondere Aufmerksamkeit. „Ihre Augen sind unverrückt auf mich gerichtet. „Ich kann den Grund dieser Ihrer Geneigtheit „nicht in meiner Beredsamkeit suchen. Denn diese besitze ich nicht. Redner müssen, wie die Dichter, ihre Fähigkeit von der Natur erhalten, und „dieselbe durch eine beständige Uebung zur Fertigkeit und zur Vollkommenheit bringen. Ich bin „mir nicht bewust, daß ich natürliche Gaben der „Beredsamkeit besitze, und das Lehramt, das ich „hier seit mehrern Jahrern bekleide, hat mir fast „alle Gelegenheit, mich in der Redekunst zu üben, „versaget. Die trockenen Lehren der theoretischen „Wissenschaften schärfen den Verstand; aber hindern den Witz: sie schenken Gründlichkeit, aber

„fördern

„fördern den Geschmack nicht. Die Betrachtung „der Natur, der Ursachen und der Größe der „Dinge erfordert abstrakte Begriffe, und diese kön„nen mit dem Reiz, welchen die Beredsamkeit zur „Anfeurung der Gemüthsbewegungen brauchet, „nicht vereinbaret werden. Der Grund Ihrer „Aufmerksamkeit ist in ihrem eigenen Herzen, in „ihrer Empfindung, in der Sache, von welcher „ich an dem heutigen Tage zu reden habe, zu „finden.„

Was die eigentliche Behandlung des auf dem Titel angezeigten Hauptinhalts dieser Rede betrift, so zeiget der Herr Verfasser, daß die Frömmigkeit den Regenten eben so nöthig, anständig und rühmlich sey, als kriegerischer Heldenmuth. Schon die alten Syrer setzten diesen Beynamen mit dem Beynamen der Wolthätige zusammen. Der Kaiser Antonin hat zuerst den Beynamen eines Frommen von dem römischen Rath auf eine feyerliche Art erhalten, ob er gleich nach seiner Zeit aus Schmeicheley den römischen Kaisern gemein ward. Der Herr Dokt. untersuchet sowohl die Veranlassung als die Bedeutung dieses dem Antonin beygelegten Beynamens. Fromm ist so viel als gnädig, und der Herr Verfasser siehet diesen Beynamen als den Ursprung der jetzt gewöhnlichen Beywörter in der Titulatur der Regenten gnädigst und allergnädigst an. Fromm und Gnädig aber ist doch nicht für völlig einerley zu halten. Die Frömmigkeit ist keine besondere Tugend, sondern der Glanz, Schönheit und Kraft der übrigen

Tugen-

Tugenden. Es giebt eine natürliche und christliche Frömmigkeit. Und wenn der Herr Verfasser zuletzt unserm höchstsel. Monarchen den wohlverdienten Titel eines Frommen zueignet, so hat er sicher den Beyfall seiner Zuhörer und Leser auf seiner Seite.

4.

Proposita ex Philologia Recentiori, Praeside P. C. Henrici A. D. XXIV. Martii ab argumentis L. H. S. Jaehne, G. F. Maack, I. A. Bong tuebitur I. M. Geus.

Altonae 1766, ½ pl.

Es sind zehn Theses zu einer Disputationsübung, welche vornehmlich die italienische Sprache angehen.

5.

Ad Orationes quorundam adolescentium Christianeo Academico vltimum vale dicturorum d. 24 Mart. 1766, vt conuenire velint Maecenates — ordine ita ferente rogat ac de Psalmis המעלות praefatur Io. Chr. Sticht, S. S. Theol. LL. OO. Prof. Publ.

Altonae ex Officina Burmesteriana, 24 S. in 4.

Die 15 Psalmen von dem 120sten bis 134sten werden bekanntermaßen Stufenpsalmen, oder vielmehr שירי המעלות genannt. Da das

Wort theils gradus, theils sublimitatem, theils auch iter in regionem altius sitam andeutet, so hat diese verschiedene Bedeutung zu verschiedenen Erklärungen Gelegenheit gegeben, welche in den Aufschriften nicht aus dem Context bestimmt werden können. Folglich muß man sich mit Muthmassungen behelfen und unter denselben die wahrscheinlichste gelten lassen. Die Mischna erkläret es von den Stufen in dem Tempel, und die Gemara erdichtet, daß David durch Hülfe dieser Psalmen das Wasser, welches, als er den Grund zum Tempel graben ließ, zu stark hervor drang, in einen tiefen Abgrund zurück trieb und aus demselben zu einer gewissen Höhe wieder herauf steigen machte. Raschius machet aus dem Worte zwey Wörter, meah aloth. Der R. Saadias deutet es auf die Erhebung der Stimme und Erhöhung des Tons, Aben Esra und Kimchi auf den Aufgang und Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft. Der Herr Verfasser widerleget alle diese Erklärungen, und nimmt dagegen die Meynung nicht nur an, welche der sel. Arnd nur kurz angeführet hat; sondern führet sie auch weiter aus. Er siehet sie nämlich an als **Reiselieder auf dem Wege nach Jerusalem, daselbst den hohen Festen beyzuwohnen**, und zwar, daß sie zu diesem Gebrauch von der grossen Synagoge gesammlet worden. Der Herr Verfasser bemühet sich zwar, seine Meynung wahrscheinlich zu machen, aber es sagt nur so viel, daß diese Synagoge nach der babylonischen Gefangenschaft es habe

also ordnen können, aber der Beweiß fehlt, daß sie es wirklich also geordnet habe. Auch aus dem Inhalte der Psalmen suchet der Herr Verfasser seine Muthmaßung wahrscheinlich zu machen. In dem 120sten Psalm soll sich der Israelit zu seiner heiligen Reise in seinem Gemüthe anschicken; in dem 121sten tritt er die Reise an; mit dem folgenden setzet er sie fort; dahin gehet auch der 123ste; der 124ste ist eine Aufmunterung an die Reisegefährten zur Danksagung, daß Gott sie so oft von ihren Feinden errettet habe, so wie er in dem folgenden seine Gefährten zur Beständigkeit in den Widerwärtigkeiten ermahnet; mit dem 126sten ermuntert der Reisende sich und andre durch die Betrachtung der angenehmen Verheissungen von der völligern Erlösung und Ruhe in dem himmlischen Zion; der 127ste belehret die Gefährten aus dem Munde Salomons von dem, worin er bey dem Tempelbau sein Vertrauen gesetzet hat; der 128ste setzet die Betrachtung fort, wie ein jeder durch fleißige Berufsarbeit und durch eine gute Kinderzucht im Vertrauen auf Gott glücklich seyn könne; der 129ste soll durch den Anblick der Saatfelder unterwegens an die Drangsale der Juden von ihren Feinden und an die göttliche Ueberwindung derselben erinnern; in dem 130sten erblickt der Wanderer das hoch liegende Zion, erinnert sich der Heiligkeit Gottes und seiner Sünden, deren Vergebung er demüthig erbittet, ehe er hinauf gehet; der 131ste soll eine Erklärung des Reisenden über seine Gesinnung gegen den

Herrn, als den Grund seines kindlichen Zugangs zu ihm, und eine Aufmunterung an andre zum Vertrauen auf Gott enthalten; mit dem 132sten gehen die aus allen Gegenden gesammleten Wanderer schaarenweise in die Stadt hinein; mit dem 133sten gesellen sie sich zu dem übrigen Haufen derer, die schon im Tempel versammlet sind; und mit dem 134sten fangen endlich die Ankömmlinge in dem Tempel den öffentlichen Gottesdienst an. Wir müssen gestehen, daß wir das alles in diesen Psalmen nicht gesuchet hätten und auch nicht finden können. Wenn man einmal eine gewisse hypothese annimmt, so lässet sich freylich durch vielen Zwang eine scheinbare Erklärung heraus bringen. Der gelehrte Herr Verfasser hat auch den Einwurf vorhergesehen, daß es in dem Psalmbuche noch mehrere und vielleicht noch zweckmäßigere Psalmen gebe, die in diese Sammlung nicht gebracht sind; aber er antwortet, daß der Gebrauch derselben zu diesem Zwecke einem jeden gleichwohl frey gestanden. Daß diese Psalmen nicht שיר [redacted] העולים canticum adscendentium heißen, sondern von der Sache hergenommen sind, erläutert er mit dem deutschen Sprachgebrauch, da wir Reiselieder und nicht Lieder der Reisenden zu sagen pflegen. Die letzten 16 Psalmen von dem 135sten bis zum Ende siehet der Herr Verfasser als eine Sammlung von Reiseliedern an, bey der Rückreise von Jerusalem in ihre Heimat, und nennet sie daher המורדות, hammoradoth. Aber in dem Psalmbuche führen sie diese Aufschrift nicht.

Daß

Daß übrigens die obgedachte Sammlung von Psalmen auf den Zustand des jüdischen Volks in der babylonischen Gefangenschaft und bey ihrer Rückkehr aus derselben eine bequeme Anwendung leide, kommt uns wahrscheinlicher vor, was man denn auch aus der Aufschrift derselben machen soll.

6.

Dissertatio Biblica de colloquio Dei cum Kaino ob sacrificium suum contemtim habitum grauius irascente ad illustrationem Gen. IV, 7. instituta Praeside *Io. Christo. Sticht*, S. S. M. et LL. OO. Profess. et habita ab *Erdm. Mart. Godofr. Kohlreif*, Razeb-Strelizensi in auditorio maiori, d. 25 Sept. 1766.

Altonae ex offic. Burmesteriana, 4½ pl. in 4to.

Der Herr Verfasser ist weder mit der chaldäischen Umschreibung, noch mit der griechischen Uebersetzung, noch mit den jüdischen Auslegungen dieser schweren Stelle zufrieden, von den verschiedenen christlichen Erklärungen will er keine anführen und widerlegen, um keine zu beleidigen. Seine Erklärung oder Umschreibung dieser kurz abgefaßten göttlichen Rede, ist diese: „Hast du nicht „gehöret, was ich vorher gesaget habe? Wenn du „dein Opfer wohl, das ist, mit einem guten Her„zen und nach der Vorschrift bereiten und bringen „wirst, so habe ich verheissen, es gnädig anzuneh-

Wort theils gradus, theils sublimitatem, theils auch iter in regionem altius situm andeutet, so hat diese verschiedene Bedeutung zu verschiedenen Erklärungen Gelegenheit gegeben, welche in den Aufschriften nicht aus dem Context bestimmt werden können. Folglich muß man sich mit Muthmassungen behelfen und unter denselben die wahrscheinlichste gelten lassen. Die Mischna erkläret es von den Stufen in dem Tempel, und die Gemara erdichtet, daß David durch Hülfe dieser Psalmen das Wasser, welches, als er den Grund zum Tempel graben ließ, zu stark hervor drang, in einen tiefen Abgrund zurück trieb und aus demselben zu einer gewissen Höhe wieder herauf steigen machte. Raschius machet aus dem Worte zwey Wörter, meah aloth. Der R. Saadias deutet es auf die Erhebung der Stimme und Erhöhung des Tons, Aben Esra und Kimchi auf den Aufgang und Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft. Der Herr Verfasser widerleget alle diese Erklärungen, und nimmt dagegen die Meynung nicht nur an, welche der sel. Arnd nur kurz angeführet hat; sondern führet sie auch weiter aus. Er siehet sie nämlich an als Reiselieder auf dem **Wege nach Jerusalem, daselbst den hohen Festen beyzuwohnen**, und zwar, daß sie zu diesem Gebrauch von der grossen Synagoge gesammlet worden. Der Herr Verfasser bemühet sich zwar, seine Meynung wahrscheinlich zu machen, aber es sagt nur so viel, daß diese Synagoge nach der babylonischen Gefangenschaft es habe

also

Der unermüdet fleißige Herr D. Büsching hat mit dieser angefangenen Sammlung, davon auch schon eine Fortsetzung erfolget ist, nicht nur den evangelischen Gemeinen in Rußland, sondern auch den Freunden der Kirchengeschichte ausser Rußland einen wahren Dienst erwiesen. Dieser erste Theil beschreibet ausser der beträchtlichen allgemeinen Nachricht von den evangel. luther. Gemeinen und Kirchen in Rußland, insonderheit die St. Petersgemeine zu Petersburg, die St. Annengemeine daselbst und die neue kleine Gemeine zu Oranienbaum. Nicht nur der inländische Verlag dieser Sammlung, sondern auch der Umstand, daß der Herr Verf. diesen ersten Theil bey seinem Aufenthalte in Altona besorget und die Vorrede daselbst unterschrieben hat, berechtigen uns diese Sammlung in unserm Journal anzuführen, aber auch nur durch eine bloße Anzeige anzuführen. Beyläufig müssen wir auch den ersten Band von eben desselben Herrn Verf. neuen Uebersetzung und Erklärung der harmonischen evangelischen Geschichte, und die Beschreibung des todten Meers in Palästina anzeigen, weil Herr Büsching beyde Stücke noch in Altona in dem Jahr 1766 zum Druck befördert hat, sie sind aber nicht aus einem altonaischen, sondern hamburgischen Verlag.

8.

Neues theologisches Magazin, worinn allerhand nützliche, sonderlich aber für einen Gottes-

gelehrten brauchbare Abhandlungen geliefert werden. Erstes Stück, 216 S. zweytes Stück, 205 S. in 8.

Altona und Lübeck, bey Dav. Iversen, königl. privil. Buchh. in Holstein 1766.

Mit dieser Sammlung hat es eben die Bewandniß als mit der vorigen. Blos der inländische Verlag veranlasset uns ihrer zu gedenken. Denn wie wir aus der Vorrede sehen, so führet der Herr Gener. Super. Pratje in Stade darüber die Aufsicht, und wir haben unter den Aufsätzen dieses Magazins keinen einländischen Verfasser wahrgenommen. Vielleicht aber kann der Herr Verleger manchen geschickten holsteinischen Gottesgelehrten Gelegenheit geben, daran Theil zu nehmen. Der Inhalt dieses neuen Magazins ist übrigens größtentheils exegetisch.



XIV.

XIV.

Fortsetzung der im 2 Stück abgebrochenen Anzeige von Schriften bey Gelegenheit des Todes Königs Friedrichs V. *)

27.

Rothschilds Gräber 1766 im May.

Flensburg gedruckt mit serringhausischen Schriften, 1 Bog. in 4.

Unter den vielen poetischen und prosaischen Stücken, die bey dieser Gelegenheit zum Vorschein gekommen sind, sticht gegenwärtige Elegie ganz ausnehmend hervor. Unsere Absicht ist gar nicht, sie

*) In dem 2 St. sind 26. dieser Schriften angezeiget worden. Zwar hat die letzte derselben da die Zahl 31, (oder eigentlich 34), aber das rührt daher, weil beym Abdruck alle diese Schriften den übrigen in den kurzen Anzeigen bemerkten hinzu gezählet worden, da sie doch vor sich besonders hätten gezählet werden sollen. Diese und andere in die beyden ersten Stücke unsers Journals sich eingeschlichenen Unordnungen und Druckfehler wollen unsere Leser mit unserer Entfernung von dem Ort des Drucks entschuldigen.

„men; wenn du aber dieses unterlassen und nicht „nach der gegebenen Vorschrift opfern wirst, so „bleibet das Sündopfer vor der Thür deines Hau„ses, und an dem Ort, wo du es hingeleget hast, „liegen, und wird von mir nicht gnädig angese„hen. Darum fällt die Schuld deines Zorns, der „aus dir selber kommt, auch auf dich selber wie„der zurück. Daher ist es auch billig, daß du dei„nen Zorn bezähmest.„ Diese Uebersetzung oder Umschreibung wird durch eine genauere Erwegung der einzelnen Wörter und Sätze in dieser abgebrochenen und daher dunkeln Rede Gottes erläutert und bestätiget, und zuletzt in einer hebräischen Uebersetzung mitgetheilet. Der geschickte Herr Kohlreif, als Verfasser dieser Abhandlung, hat seine Erklärung so deutlich und wahrscheinlich gemacht, als möglich ist, und dadurch von seinem Fleiß und Geschicklichkeit eine lesenswürdige Probe gegeben, welche zugleich ein neuer Beweis ist, wie gute Gelegenheit man in dem altonaischen akademischen Gymnasium hat, unter der Anführung des Herrn Prof. Strichs mit der biblischen, orientalischen und rabbinischen Philologie bekannt zu werden.

7.

D. Anton Friedrich Büschings Geschichte der evangelischlutherischen Gemeinen im russischen Reich. Erster Theil.

Altona, verlegt von D. Iversen 1766, 336 S. in 8.

Der

Sollt um seinen entschlafenen König nicht Thränen der Wehmuth
Lange vergiessen ein Volk, dessen Wittwe nicht weint?
Ach, um einen König von dem der Waise, des Dankes
Zähren im Aug', oft kam? — — —

Wie kurz und wie schön wird nicht die friedliche Regierung Friedrichs von den Seelen der Todten beschrieben, deren Schweben der Dichter bey den Gräbern hörte:

Glückliche Väter (sagen sie) sind wir! segneten, segneten noch
Friedrich, als der Erde wir Erde gaben. Wir kommen
Nicht von Gefilden der Schlacht! — — —

Von seiner Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, von dem durch ihn erbaueten Hospital und Erziehungshause, und überhaupt von dem Glück Dänemarks unter seiner Regierung, singt der Dichter ebenfalls mit einer rührenden Kürze:

— — — Es klagt ihm nach der Muse Gespiele,
Und der Weisheit! Um Ihn trauert der Liebling der Kunst!
Bester König! . . . . . der Knabe, der Greis, der Kranke, der Arme
Weinen, Vater! . . . Es weint nah und ferne dein Volk!

gelehrten brauchbare Abhandlungen geliefert werden. Erstes Stück, 216 S. zweytes Stück, 205 S. in 8.

Altona und Lübeck, bey Dav. Iversen, königl. privil. Buchh. in Holstein 1766.

Mit dieser Sammlung hat es eben die Bewandniß als mit der vorigen. Blos der inländische Verlag veranlasset uns ihrer zu gedenken. Denn wie wir aus der Vorrede sehen, so führet der Herr Gener. Super. Pratje in Stade darüber die Aufsicht, und wir haben unter den Aufsätzen dieses Magazins keinen einländischen Verfasser wahrgenommen. Vielleicht aber kann der Herr Verleger manchen geschickten holsteinischen Gottesgelehrten Gelegenheit geben, daran Theil zu nehmen. Der Inhalt dieses neuen Magazins ist übrigens größtentheils exegetisch.



XIV.

28.

Da den höysalige Konge, Frederik V. — blev samlet med sine Fædre &c. D. i. Als der hochsel. König Friedrich V. — zu seinen Vätern gesammelt ward, wurde — folgende Cantate in der Domkirche zu Rohschild — aufgeführet von Joh. Adolf Scheibe, Königl. Kapellmeister.

Kopenh. gedr. bey den Brüdern Berling, 1 Bog. in 4.

Aus diesem schönen Singgedichte, dessen Verf. Herr Joh. Evald ist, wollen wir unsern Lesern diese Arie zur Probe mittheilen: „O Grab, du „sicherer Hafen der Ehre, sage der Ewigkeit, daß „du den großen Friederich aufbewahrtest. Sey „ewig stolz auf diesen Namen! Wann die Erde „selbst ihre Foderung an dem Kostbaren vergißt, „das du in dich schliessest, das nicht eher, denn „einst von Gott erweckt, gesehen wird: dann sey „du ein sichtbares Ehrenmaal, das weder Feuer, „noch Wasser, noch Sturm, und die Bosheit „selbst nicht vertilgen kann!„

Der Gedanke, daß das Grab ein sicherer Hafen der Ehre sey, ist eben nicht gewöhnlich; aber wie wahr ist er nicht! Und deswegen wird er vermuthlich auch vielen wohlgefallen.

29.

Tanker over den höysalige Kong Friderich V. Död &c. D. i. Gedanken über den Tod des hochsel. Königs, Friedrichs V. von Jakob Klingberg, Landrichtern auf St. Crux in Amerika.

Köpenh. gedr. bey A. H. Godiche, 1 Bog. in 4.

Herr Klingberg redet in diesem Gedichte von König Friederichs glücklicher Regierung, von seinem Eifer in Beförderung der Wissenschaften und Künste, u. s. w.

30.

Allerunderdanigste Veemodigheds Tanker over höysalige Kong Frederik V. D. i. Wehmütige Gedanken über König Friedrich V.

Kopenh. gedruckt bey N. Möller, ½ Bog. in 4.

Der Verfasser ist Herr P. von Günthelberg, wenn wir nicht irren, Hauptmann beym Seewesen. Es ist im Ton der meisten Gelegenheitsgedichte geschrieben.

31.

Sörgelig Gienlyd fra de norske Klipper &c. D. i. Trauriger Wiederhall von den norwegischen Klippen, da die Lust des Landes und die Freude der Einwohner — am

14 Jan.

14 Jan. 1766 eine Beute des Todes ward, von J. G. Vagel.

Kopenhagen, gedr. bey N. Möller, 1 Bog. in 4.

Scheint wohl etwas besser zu seyn, wie das vorige. Der Herr Verfasser hat sich damals in Friedrichshall aufgehalten, und dort sein Gedicht geschrieben.

32.

Sörge — og Klagesange over — Kong Fr. V. &c. D. i. Trauer- und Klagelieder über — König Friedrich V. — bey Gelegenheit einer im Friedrichshospital gehaltenen Trauerrede verfasset und aufgeführet von dem Cantor Nissen.

Kopenh. 1766, gedr. bey N. Möller, ½ Bog. in 8.

Zween aus der Bibel genommene Chöre sind das Gute in dieser Cantate.

33.

Zweene halbe Bogen in dänischer Sprache ohne Titel.

Vermuthlich Inschriften, die man bey der kleinen Zollbude vor dem Westerthor bey Ausführung der königlichen Leiche angebracht gehabt. Ohne Zweifel ist der Zollschreiber selbst der Verfasser.

fasser, denn er spricht vom starken Zoll, den Gott uns abgefodert hat.

34.

Des höystbedrövede Roeskildes almindelige Hierte-sorg &c. D. i. Des hochbetrübten Rohschilds allgemeine Herzenstrauer über — König Friedrichs V. — durch nachfolgende Cantate angezeiget, welche am 18 März 1766 — in der Domkirche musikalisch aufgeführet ward von Christoph Giessing.

Kopenh. gedr. bey den Brüdern Berling, 1 B. in fol.

Man muß bey den meisten Gelegenheitsgedichten mehr aufs Herz, als auf die Schönheit sehen, und aus diesem Grunde mag auch gegenwärtige Cantate immer mitgehen.

35.

Quis talia fando temperet a lacrymis!

Kopenh. 1766, gedr. bey A. H. Godiche, 1 B. in 8.

Nach einer Reihe von schlechten Gedichten, kommen wir endlich wieder zu einem guten, so gut, als es vielleicht in lateinischer Sprache seyn kann. Wir glauben, daß wir noch etwas besseres würden bekommen haben, wenn der Verfasser desselben, Herr Prof. Lysholm, in der dänischen, als seiner

seiner Muttersprache, geschrieben hätte: Manche werden durch das Bewußtseyn ihrer Schwäche in der Dichtkunst genöthiget, lateinische Verse zu machen, denn der Leser lässet sich oft durch das Latein blenden; aber diese Ursache fällt bey Herr Lysholm gewiß weg.

Gegenwärtiges Gedicht ist übrigens ein Schäfergedicht, in welchem etliche Hirten den Tod des Königs beklagen. Am Ende kommen Apollo und Clio hinzu, und die letztere beschließt das Gedicht mit diesen beyden Strophen, die wir aber doch nicht eben deswegen anführen, weil wir sie für die schönsten unter allen halten:

Principis felix soboles beati,
Numen o magnum! Tua cura viuat!
Septimus reddat pia Christianus
Gaudia Danis!

Daniam multos regat aequus annos,
Sitque dilecti Populi voluptas,
Serus in coelum redeat, diuque
Luceat orbi!

36.

Trauerpredigt, welche am Tage der Leichbestätigung — König Friedrichs V. — in der Schloßkirche zu Gottorf gehalten hat Dokt. Ad. Struensee, Oberconsistorialrath ꝛc.

Altona, gedr. bey den Brüdern Burmester, 8 B. in 4.

Der Herr Generalsuperintendent handelt von dem einigen wahren Trost bey unserer Pilgrimschaft in dieser Welt. Er beweiset 1) daß wir hier Pilgrimme sind, denn wir sterben, und 2) zeigt er, daß der wahre Trost darin bestehe, daß Gott mit uns sey. Uebrigens besteht der größte Theil der Predigt aus biblischen Sprüchen.

37.

Gedächtnißpredigt auf — König Friedrich V. — am Tage der hohen Königl. Beerdigung in der Segeberger Kirche gehalten von G. L. Ahlemann, Probst und Pastor zu Segeberg.

Altona, verl. von D. Iversen 1766. 4 B. in 4.

In dieser Predigt ist eine Lobrede auf den König enthalten, worin seine Thaten sehr umständlich erzehlet werden. Sie ist ungefähr von eben der Gattung, wie die Munterische, deren wir im 2 St. unsers Journals gedacht haben, doch ist sie um ein gutes erbaulicher. — Aber wohl nicht so beredt — wird vielleicht mancher Leser einwenden. Es kann seyn, indessen dünkt sie uns doch ganz angenehm. Wir wollen eine Stelle zur Probe daraus abschreiben, und das mag folgende auf der 22 S. seyn. „Friedrichs Name ist groß, „als des allgemeinen Vaters des Vaterlandes. „O wie heilig ist der Name, den er noch besonders „trägt, der Vater der Nothleidenden, der Armen

„und

„und der Elenden. Es ist nicht das Werk eines
„Sterblichen, es gehet über die Macht eines Kö-
„niges, alles Elend von der Erde zu verbannen.
„Aber was hat der unsrige unterlassen, um das-
„selbe erleichtern und tragen zu helfen? Island,
„das Island, das er schon mit seinen Wohlthaten
„überschüttet, lief Gefahr in einer Hungersnoth,
„von der es überfallen wurde, umzukommen.
„Noch ehe die Isländer ihn um Erbarmung an-
„flehen konnten, eilte er, auf die erhaltene Nachricht
„von ihrem Elende, ihnen zu Hülfe zu kom-
„men. —— —— Mit Verwunderung würde
„man die Verzeichnisse der Witwen, der Waisen,
„der Verlassenen und der Bedrängten von allen
„Gattungen sehen, denen er die Thränen abgewi-
„schet. Unzählige dieser Wohlthaten sind in der
„Stille ausgeübet worden, weil der edelmüthige
„Friedrich nicht den eitlen Wiederschall des Lobes
„suchte, sondern seine große Seele sich schon be-
„lohnt hielte, durch das Vergnügen, das göttli-
„che Vergnügen, Gutes zu thun. —— —— Im
„Erziehungshause —— siehet das Land eine An-
„zahl von einigen hundert Kindern versammelt,
„die dem Elende, und nicht nur dem Elende der
„Dürftigkeit, sondern auch des Lasters entrissen
„werden. Indem eine solche Menge von Kindern
„hier Unterhalt und Erziehung findet, hat der
„Staat zugleich eine beständige Pflanzschule der
„Schiffahrt und der Fabriken; und eine vorher
„verwilderte Jugend wächst jetzt zum Segen für
„das gemeine Wesen auf, dessen Lasten und Ge-

„seln sie sonst geworden wären. In dem Frie„drichshospital ist ganzen Schaaren von Kranken „eine Freystadt aufgethan. Die Gnade des Kö„niges hat für sie alles veranstältet, was zu ihrer „Heilung, zu ihrer Verpflegung, und nicht we„niger, was zur Erbauung und Tröstung ihrer „Seelen erfodert wird. Hunderte von ihnen ge„hen wieder heraus mit wieder hergestellter Ge„sundheit; und so viele Bürger gewinnt der Staat „wieder, welche er sonst vielleicht verlohren haben „würde. Aber die Elenden, für deren Noth die „Weisheit der Menschen zu kurzsichtig, und ihre „Kunst zu schwach ist, wie ruhig können sie die „Tage ihrer Leiden beschließen, umgeben von allen „leiblichen und geistlichen Hülfsmitteln! Gewiß, „viele werden noch in ihren letzten Augenblicken, „gen Himmel sehend, mit schon erstarrenden aber „dankbaren Lippen den Namen des Stifters nen„nen, durch dessen Gnade sie, nach so viel genos„senen Linderungen ihrer Schmerzen, endlich so ru„hig, sanft, ja auch selig sterben können! —„

38.

Trauerpredigt über das höchstselige Ableben — Königs Friedr V. — gehalten zu Wedel von H. Ch. Paulsen.

Hamburg, bey J. Ch. Brandt 1766, 3 Bog. in 4.

Herr Pastor Paulsen betrachtet das Herz der Christen bey dem Tode ihres Königes, wie es

nämlich 1) mit tiefer Wehmuth niedergeschlagen sey, und 2) sich mit stiller Hoffnung wieder aufrichte. Auf der 10 S. übertreibt Herr Paulsen seinen Schmerz über den frühen Tod des Königs wohl ein wenig, wenn er ausruft: „Möchte Er „noch die hundert sieben und vierzig Jahre erreicht haben, die Jakob in seiner Pilgrimschaft zu„brachte!„

39.

Trauer- und Gedächtnißpredigt bey dem Ableben König Friedrichs V. — vor der Gemeine zu Arensbök gehalten von M. G. D. Kind, Predigern daselbst.

Altona und Lübeck, bey D. Iversen, 1½ B. in 8.

Eine recht gute und erbauliche Predigt. Der Herr Pastor redet von den Empfindungen frommer Unterthanen bey dem Tode ihres Königes, wenn sie 1) ihren Tod überhaupt betrachten, und 2) das Besondere dabey in Erwägung ziehen.

40.

Predigt, so am 18 März, als an dem in den königl. dänischen Ländern zu Begehung des Gedächtnisses Königs Friedr. V. verordneten Tage über den vorgeschriebenen Text von einem Prediger auf dem Lande gehalten worden.

1766, 1½ Bogen in 8.

Wie die vorige, doch unsers Bedünkens, nicht völlig so gut. Es wird darin Jakobs Anzeige von seinem Tode, wo er 1) etwas von sich, und 2) etwas von seinen Kindern sagt, betrachtet.

41.

Trauer- und Gedächtnißpredigt — König Friedr. V. — am Tage der hohen Leichbestätigung in der Stadt Burg auf Femern gehalten von C. F. Stresov, Kirchenprobst auf Femern.

Flensb. bey J. Ch. Korte 1766, 2½ Bog. in 8.

In dieser Predigt sind heilsame Eindrücke von dem Sterblager eines die Welt gesegnenden christlichen Monarchen enthalten. Es ist etwas Beredsamkeit darin. Herr Stresov ist ein Poet, und er hat sich auch bey dieser Gelegenheit als einen solchen zeigen wollen, deswegen hat er seiner Predigt einen ehrfurchtsvollen Nachruf in Versen beygefüget, in welchem aber doch nicht sonderlich viel poetisches ist.

42.

Der Dänen Klage und Fürbitte über den tödtlichen Hintritt Friedrichs V. und für den glücklichen Antritt der Regierung Christian VII. in zwoen Predigten über 1 Mos. 48, 21. und Ps. 127, 1.

Flensb. gedr. in der Serringhausischen Buchdruckerey 1766, 13 Bog. in 4.

Herr

Herr Pastor Fries hat diese beyde Predigten an dem Begräbnißtage des verstorbenen Königs, und an dem verordneten Bettage, kurz nach dem Anfange der Regierung des jetzigen Königs, in der Marienkirche zu Flensburg gehalten. In der ersten Predigt betrachtet er 1) die herben und bittern Worte: Siehe, ich sterbe; und 2) die süssen und lieblichen Worte: Gott wird mit euch seyn. Es sind sehr viele Sprüche aus der Bibel, aber nicht allemal zum besten, angebracht. So ist z. B. S. 47. der Beweis aus den Klagl. Jeremiä sehr schlecht.

Die zwote Predigt handelt von dem an diesem allgemeinen Bettage unserm dänischen Salomo von Gott bestätigten, und von ihm und seinen Unterthanen erneuerten Königreich. 1) Wird gewiesen, daß Gott unserm Salomo sein Königreich bestätige, und 2) daß derselbe mit seinen Unterthanen vor Gott das Königreich erneuere. Warum sagt doch Herr Fries S. 21. nicht lieber gerade zu, daß der König blos um der Unterthanen willen von Gott verordnet sey, und er des Volkes Glückseligkeit machen solle?

43.

Trauerpredigt, welche am Tage der Leichbestätigung — Kön. Friedr. V. — gehalten hat Ch. A. Palm, Pastor zu Münsterdorf.

Itzehoe, bey J. Ch. Brüning 1766, 3 Bog. in 8.

Hier wird bey Gelegenheit des erwecklichen Endes unsers sterbenden Königs gewiesen daß 1) ein solches Ende uns zu einem lehrreichen Nachdenken bringen, und 2) uns äusserst rühren müsse. Würde der Herr Pastor nicht besser gethan haben, wenn er diese beyde Stücke umgekehret hätte?

44.

Gedächtnißpredigt auf den hohen Todesfall — Kön. Friedr V. — gehalten von P. E. Brandorf, Pastorn in der Herrschaft Pinneberg.

3 Bog. in 4.

Eine sehr mittelmäßige Predigt, die wohl ungedruckt hätte bleiben mögen. Man höre einmal den Anfang! „Das seit einiger Zeit von uns gehörte traurige und oft wiederholte Getöne der „Sterbeglocken, verschiedene in Boy und Flor gekleidete königliche Bediente und Unterthanen, auch „der in den neulich verlesenen hohen Verordnungen geänderte königliche Name, alles dieses hat „uns zu verstehen gegeben, daß in den Staaten „Dänemarks ein wichtiger und zugleich höchst traurīger Fall sich nothwendig müsse ereignet haben.„ Auch die Eingangsverse sind kläglich:

Es müssen, Freunde, da wir wissen,
Daß Friedrich todt, heut Thränen fliessen;

Ein

Ein König, solch ein Menschenfreund,
Wird heut und lange noch beweint.
Doch bangen Thränen Abschied gebet,
Weil statt deß für uns Christian lebet.

Der Inhalt der Predigt ist sonst dieser: Das sehr wohl und glücklich bestellete Haus des sterbenden Königs Friederichs; 1) unter welchen Umständen solches von ihm geschehen sey, und 2) auf welche Art und Weise er sterbend sein Haus bestellet habe.

45.

Tvende Taler, den Förste paa — Kong Frid. V. Begravelsestag — den anden paa den forordnede Bededag &c. D. i. Zwo Reden, die erste an — Kön. Friedr. V. Begräbnißtage den 18 März 1766; die zwote an dem verordneten Bettage für — König Christian VII. glückliche Regierung, den 25 May 1766, von H. Treschow, Predigern zu Sölleröd.

Kopenh. gedr. bey A. F. Stein, 6 Bog. in 8.

In der Leichpredigt wird untersucht: 1) was einen liebreichen und geliebten König allein freymüthig im Tode machen, und 2) was ein liebreiches und geliebtes Volk über seinen Tod allein trösten könne. In der Predigt am Bettage wird gewiesen, daß der König, dem Gott sein Gericht giebt, der beste Baumeister und der wachsamste Wächter

sey. Der Herr Pastor zeigt bey dieser Gelegenheit 1) daß ein Volk ein Haus sey, an dem beständig gebauet, und eine Stadt, die immer bewachet werden müsse; 2) daß ein König der Baumeister sey, der an diesem Hause bauen, und der Wächter, der diese Stadt bewachen müsse; und 3) daß ein König, dem Gott sein Gericht giebt, der beste Baumeister und der wachsamste Wächter sey. Beyde Predigten, insonderheit die erste, sind fast nichts anders, als ein Unterricht, wie sich Könige aufführen sollen. Und sie wurden doch vor Bauren gehalten? Was können denn die davon für Nutzen haben? Sonst ist Herr Treschow gewiß kein Schmeichler, er geht beynahe ein wenig zu weit auf die andere Seite.

46.

Liigtale over Frid. V. &c. D. i. **Leichpredigt über Friedr. V. König zu Dänemark und Norwegen 2c. Vor der französischen reformirten Gemeine in Kopenhagen am 18 März 1766 gehalten, von Hrn. F. Mourier, Predigern gedachter Gemeine. Ins Dänische übersetzt von C. F. J.**

Copenhagen, gedr. bey Cl. Philibert 1766, 3 B. in 4.

Herr Jacobi, Pagenhofmeister an dem Hofe der verwitweten Königinn, Juliana Maria, ist der Uebersetzer dieser Predigt, deren Inhalt schon im 2 St. dieses Journals von uns angezeiget worden.

47.

47.

Trauerpredigt zum Gedächtniß — Kön. Friedr. V. — in der Schloß- und Garnisonkirche zu Helsingöer gehalten von Peter Jöns.

Kopenh. 1766, gedr. bey L. L. Heiden, 3 B. in 8.

Gegenwärtige Predigt enthält die bewegliche Abschiedsrede eines sterbenden Vaters, der seine Kinder im Tode verlassen muß, worin 1) eine Erklärung zu finden, welche die Herzen der Kinder zwar mit der bittersten Traurigkeit erfüllet, aber auch zugleich 2) eine Erinnerung, welche die betrübten Herzen mit dem kräftigsten Trost aufrichtet.

48.

Klageprædiken over — Kong Frid. V. &c. D. i. Trauerpredigt über — König Friedrich V. — von S. Friedlieb, Professorn in der Gottesgelahrtheit an der kopenhag. Universität, Stiftsprobst in Christiansand ꝛc.

Kopenh. 1766, bey A. F. Stein, 5½ Bog. in 4.

Diese Predigt ist nicht wirklich gehalten, sondern blos zum Druck aufgesetzet und den beyden verwitweten Königinnen zugeschrieben worden. Es wird darin des Königs Hingang aus dieser Welt betrachtet, und zwar wie solcher 1) schmerz-

lich für uns, aber selig für ihn, und 2) mitten im Leiden tröstlich für die Nachgebliebenen sey. Der Herr Prof. will gerne witzig seyn, aber es geräth ihm nicht. In der Zuschrift spielt er mit den beyden Königinnen, und den beyden Königreichen Dänemark und Norwegen, und nennet jene Zwillingköniginnen, so wie diese Zwillingreiche. S. 21. in der Predigt giebt ihm das lateinische Quintus Gelegenheit, den verstorbenen König die Quintessenz von aller seiner Unterthanen Glückseligkeit und Freude zu nennen. Dergleichen Spielwerke findet man noch mehr.

49.

Die größten Tugenden eines sterbenden Monarchen wurden in einer Trauerpredigt —— —— zu Schweyburg (in der Grafschaft Oldenburg) vorgestellet von St. F. Gleimius.

Bremen, bey J. H. Cramer, 5 Bogen in 4.

Nur mittelmäßig! Nachdem Herr Gleimius im Eingange die betrübte Ursache, welche ihn und seine Zuhörer vor den mit schwarzem Tuch bekleideten Altar führet, erzehlet hat, betrachtet er die großen Tugenden eines sterbenden Monarchen, welche hervorleuchten 1) in der Sterbenswilligkeit, und 2) in dem tröstlichen Abschiede von den Seinigen.

50.

Herrens og hans Salveder troehiertige Hylding af Guds sande Israel &c. D. i. Des wahren Israels aufrichtige Huldigung Gottes und seines Gesalbten. In einer Predigt — — über Mal. 3, 1-4. gehalten von J. P. Bruun, Predigern an der Domkirche in Bergen.

Bergen, gedr. bey Ch. Rothert, 10 B. in 4.

Es ist diese Predigt nicht an dem Begräbnißtage des Königes, sondern am 2 Febr. 1766, gleich nach eingelangter Nachricht von seinem Tode, und dem Antritt der Regierung des jetzigen Königs, gehalten worden. Sie dünkt uns ziemlich erbaulich. Herr Bruun betrachtet 1) die wichtigen Personen, welchen gehuldiget werden soll, und 2) wie und von wem ihnen gehuldiget werden muß.

51.

Das bewunderungswürdige Bild der Klugheit und Beständigkeit des unvergleichlichen — — Königs Friederichs V. — — von fünf jungen Knaben in fünf unterschiedenen Reden vorgestellt —

Flensb. gedr. in der Serringh. Buchdruckerey, 8 B. in 4.

Fünf Reden von fünf jungen Knaben. Hieran muß der Leser fleißig denken, und mit der

Jugend

Jugend vieles entschuldigen. Wenn man nur noch gewiß wäre, daß sie selbst die Verfasser derselben wären! Aber wenn die Reden nun von ihren Anführern und Lehrmeistern herrühren; was dann? Je nun, so wollen wir glauben, daß diese, um die Sache wahrscheinlicher zu machen, die Denkungsart ihrer Schüler auf eine Zeitlang angenommen haben. Allein das hätte doch wohl bedacht werden mögen, daß es sich nicht schicke, dem König in der Zuschrift so umständlich zu erzehlen, an welchem Orte, vor welchen Ohren, und in wie vieler Gelehrten und angesehener Männer Gegenwart diese Reden gehalten worden. Es wäre genug gewesen, zu wissen, daß solches in Friedrichsstadt geschehen sey, und das konnte allenfalls aus der Unterschrift gesehen werden. Wir wollen den eigentlichen Inhalt der Reden, so wie er auf dem weitläuftigen Titel einer jeden steht, anzeigen. Der erste Redner malet den gerechten Schmerz getreuer Unterthanen bey dem Grabe des Königs ab; der zweete, die wohlgegründeten Klagen eines getreuen Volkes über den Tod des Königs; und der dritte, die großen Vollkommenheiten des Königs. Darauf beweiset der vierte die Nothwendigkeit, alle sonst wohlgegründete Klagen ins Grab zu verscharren. (Dieser Redner irret, wenn er am Ende seiner Rede sagt, daß in Rohschild sechs Christiane und fünf Friedriche schlafen). Endlich entwirft der fünfte Redner ein Gemälde des Königs, und zwar in Versen. Zuletzt tritt der dritte Redner wieder

wieder auf, und macht der ganzen Versammlung ein Schlußkompliment.

Diesen Reden ist noch ein Gedicht: Die Sprache des Herzens ꝛc. beygefüget, dessen Verfasser sich Egerich Christian von Warner nennet. Er fängt an zu singen: „Wenn eine „Ceder fällt, so heulen alle Tannen.„ Hätte er doch die armen Tannen immerhin heulen lassen, und uns dagegen mit seinem Geheule verschonet!

Hiebey wollen wir es für diesmal bewenden lassen. Die übrigen Schriften dieser Gattung sollen im 4 Stück folgen.



B.

Gelehrte Nachrichten.

I.

Index praelectionum, quae in Christianeo Academico auctoritate atque consensu summorum Antistitum Deo bene vertente Anno MDCCLXVI. publice privatimque instituentur.

Altonae,

Io. Christo. Sticht, S. S. Theolog. et lingu. Orient. Professor Publ.

Quum sanctae doctrinae, quae Deum monstrant, ac hominem volentem vere felicem reddunt, caeteris praeceptis, in vita communi salubribus,

palmam paeripiant; sunt enim fundamentum tranquilli animi, ac norma tutissima omnium actionum; illae tamen, quod extreme mirandum est, adeo parui habentur interdum, vt ab iis ipsis, qui istas etiam atque etiam commendare debeant, fere supprimi videantur. Quod pessimum sane signum est pessimi animi. Christianeum Altonanum inter caeteras musarum officinas eiusdem generis ea dignitate praecipue eminet, qua doctrinis sacratioribus exponendis certae horae per hebdomadem destinatae sint, publico doctore illarum decreto regio constituto. Data ergo est facultas, neutiquam temere infringenda, studiose Holsatorum iuuentuti mentem ornandi disciplina sine fine saluberrima. Suas quidem partes, quae Dei gratia est, hoc anno probe egit, neque frustra docuit eos, qui ipsum monentem audiuerunt; nam pie percepta doctrina sancta a voluptatibus sese abstinuerunt, ac libidinem refrenarunt. Progressus est in b. Baumgartenii Thesibus theologicis, elementis doctrinae sanctioris vsque ad doctrinam de statu domestico; ac inde inchoaturus ad finem dicti libelli, Deo quidem iuuante perget. Tardissime quidem incedit; sed qua alia ratione vtatur? Docendi sunt adolescentes tirones, quibus explicandi sunt ferme singuli artis termini; monstranda est illis propositionum connexio, quarum fundamentum et e ratione, atque ex scriptura sacra est inuestigandum, cuius oracula ordine regularum rursus disponenda, atque exhortationibus additis, mentibus inculcanda sunt;

quae

quae omnia ſane tempus abſumunt. Rogat, vt Deus hoc ſtudium porro iuuet, illudque ab inſidiis tueatur. Quod fiat diebus Lun. ac Martis Hor. VIII - VIIII.

In linguis orientalibus, et quidem quod ad ebraeam ſpectat, tradidit praecipua Grammatices Danzianae praecepta; quo facto, Geneſin et Exodum ebraice perlegendum atque in vernaculam vertendum ſtudioſos iusſit, eo fine, vt ipſi apparatum vocabulorum colligerent, ac ipſa lectio expeditior redderetur; quod etiam feliciter proceſſit. Nunc haeret in lectione Pſalmorum, quorum vocabula atque integras locutiones ad regulas Grammatices inueſtigat, accentuum habet rationem; nec quidquam omittit, quod pertineat ad ſententiam preces fundentis accurate cognoſcendam. Quod negotium continuabit, diebus Merc. et Iouis Hor. VIII - VIIII.

In docenda lingua Graeca cel. Geſneri Chreſtomathia graeca miniſtret. Quoniam autem litterae graecae iam vileſcere incipiunt, ac Theologiae ſtudioſis relinquuntur; ideo certis horis Chreſtomathiae addidit Noui Teſtamenti lectionem, ad monſtrandas et exercendas regulas Sacrae Hermeneutices. Qui labor peragitur ſub Numinis praeſidio, diebus Veneris ac Saturni Hor. VIII - VIIII.

Priuatae exercitationes quoniam certo praedici nequeunt, inſtituendae ſunt enim tales, quales ſtudioſorum vires admittunt; Sancte promittit, ſe eorum ſtudiis probam operam nauaturum,

quorum

quorum pietatem ac industriam iam cognouit. Quid enim dissolutis doctrina? nisi de pane turpiter lucrando. Perducet autem illos ad ampliorem linguae graecae cognitionem; et eos, quibus volupe est, ad chaldaicae Syriacaeque linguae, ac rabbinorum plane loquentium lectionem.

Christ. Andr. Meycke, Com. Pal. Caes. I.V.D. Prof. Iur. et Hist. praeterito anno in illustranda iurisprudentia romana, horis matutinis, huic labori publico destinatis, omnem collocauit operam, simulque ea, quae publice tradidit, priuatim examinando, repetiit. Instante anno, quem Deus O.M. felicem esse iubeat, doctrinam iuris naturae et gentium, publicis horis tradet, et secundum B. Heineccii elementa interpretabitur; simulque ea, quae docuit, examinando altius infigere studebit.

In historia vniuersali, quam elapso anno, inchoauit, fata et vicissitudines regnorum Lusitaniae, Hispaniae et Galliae secundum ill. Gebaueri compendium, Grundriß zu einer umständlichen Historie, absoluit; seriem vero regnorum et rerum publicarum, quae adhuc supersunt, futuro anno publice enarrabit.

Priuatim in historicis res maxime memorabiles V. T. praeeunte Freyero, recensuit, atque crebram rerum expositarum repetitionem instituit. Superest altera huius compendii pars, cuius historiam pari quoque fide ac diligentia, duce

eodem

eodem autore, auſpicabitur; nec non hiſtoriam iuris romani ad ductum delineationis Thomaſianae recenſebit.

D. Geo. Chriſt. Maternus de Cilano, Philoſophiae naturalis, medicinae et antiquitatum Graecarum et Romanarum Profeſſor.

Publice

1. Diuinis auſpiciis Hambergeri Elementa Phyſices experimentalis ea, qua ſueuit methodo, ſolide explicabit, ita, vt ſingula, quae vberiorem ſui illuſtrationem deſiderent, cumulatius addat, et interſperſis idoneo loco obſeruationibus et inuentis extra Germaniam factis, propoſitis theſibus clarius lumen adfundat, et miranda Naturae opera, Diuinae potentiae ac ſapientiae teſtes, auditoribus cognoſcenda prodat.
2. Antiquitatibus forenſibus ad finem perductis, hoc anno antiquitates exponet ſacras, quibus continetur id omne, quod ad cultum Deorum Dearumque pertinet, et ad Poëtas romanos intelligendos neceſſarium habetur.
3. In Hiſtoriae Romanae expoſitione duce Liuio perget et hoc anno bellum Macedonicum primum, itemque Syriacum et Macedonicum ſecundum cum cura pertractabit, et antiquitates inprimis militares, Graecae et Romanae gentis proponet.

Priuatim

Scholas Medicas desiderantibus aperiet, si de horis et diebus conuenerit.

D. Godofredus Profe, Philos. atque Mathem. P. P. Publice docet Hor. X. Diebus Lunae, Martis et Mercurii, semestri aestiuo, praemissa commentatione de natura, diuisione et partibus philosophiae, atque historiae philosophicae succincta enarratione, praecepta Logices, praeeunte Baumeistero tradit, cum quibus in privatis lectionibus hor. VI. vespertina habendis Philosophiam primam coniungit; hiberno semestri publice ad philosophiam moralem secundum institutiones suas prelo excusas docendam, et priuatim ad Psychologiam atque Theologiam naturalem exponendam progreditur. Neque iis operam denegat suam, qui omnes philosophiae disciplinas breui tractatione, et haud interrupto ordine absoluere cupiunt, vel vnius alteriusue scientiae philosophicae vberiorem enucleationem desiderant. Singulis denique diebus Saturni auditores suos in arena disputatoria exercet, iisque ad regulas logicas ad explicandam, diiudicandam atque tuendam veritatem commode applicandas viam commonstrat.

Diebus Iouis, Veneris et Saturni Matheseos elementa duce Wolfio exponit; ita vt quae de Matheseos indole, partitione et historia scitu necess-

necessaria sunt, distincte proponat, atque in praelectionibus publicis Arithmeticam, Geometriam et Trigonometriam absoluat. Priuata autem institutione, quae ad Mathesin applicatam referuntur, disciplinas Mechanicas, Opticas, Astronomicas et Architectonicas demonstrat. Aestate praeterea Geodaesiae; hyeme vero Astrognosiae scientiam tractat; atque iucundissimam sibi occasionem selectos quosdam iuuenes ad Analyseos mysteria perducendi avide amplectitur.

Paulus Christianus Henrici, Eloq. et Poes. P. P.

Publice

More meo veterique instituto visurus scholis reliquis praemittam Horatii artem poëticam; quod et omnis fere disciplinae cultioris praecepta continet, et ad acuendum pulchri intellectum vel imprimis conducit.

In praelectionibus Ciceronianis enarrauimus adhuc potiores, qui ad oratoriam pertinent, libros. Eos excipient Philosophici maxime hi, quibus vel de summo bono maloque disputatur, vel ab illis fontibus quo modo ducenda sint vitae officia, exponitur. Docebo ex antiquis philosophorum disciplinis vnde quodque arcessitum videatur: in sententiis quid verum ac pulchrum, in verbis quid copiose ornateque dictum. Quae quo attentius audiantur, interrogando subinde iuuenile studium excitabimus.

In ſcholis poëticis qua adhuc ratione partem Aeneidos priorem, laudandis Odyſſeae locis ſimilibus, expediuimus, eadem quoque alteram, pugnaciorem illam et Iliadi comparandam, interpretabimur.

Priuatim

Linguae Latinae exercitationes perſecuturus Heineccianis ſtili cultioris praeceptis continebo Commilitones, tum accurate intelligendis, tum vero, quod rei caput eſt, ad vſum ipſum ſcribendo, diſputando transferendis.

A quo ſtili vſu qui ad dicendi artem progredi volent, his duce Io. Auguſto Erneſti in Initiis Rhetoricis comitem me praeſtabo indefeſſum.

Neque Eloquentiae et Poëſeos vernaculae cultoribus defutura eſt meditandi declamandique occaſio.

Privatisſimos labores vel ſelectis e Cicerone et Ouidio capitibus, vel alii politioris diſciplinae parti deſtinandos conſueto nobis ſtudio vrgebimus.

Adſpiret proſperum Numen docendi diſcendique conſilio, et Chriſtianeo vtrumque fauſtum ac fortunatum eſſe iubeat!

I. B. Baſedow, Moralium P.P. praecepta harum diſciplinarum, duce Philoſophia Practica a ſe conſcripta, publice illuſtrabit.

II.



II.

Nachricht von der Universitätsbibliothek in Kopenhagen.

Nachrichten von großen Büchersammlungen machen einen so wesentlichen Theil der gelehrten Geschichte aus, daß wir von unserm vorgesetzten Endzweck gar nicht abzuweichen glauben, wenn wir nach und nach kurzgefaßte Erzehlungen von den vornehmsten hiesigen Bibliotheken, die den auswärtigen Gelehrten nur etwas aus den neuesten Ausgaben der Struvischen Introduktion bekannt seyn mögen, unserm Journal mit einverleiben. Den Anfang wollen wir jetzt mit der Universitätsbibliothek machen.

König Christian der Erste bediente sich bey Einrichtung der kopenhagener hohen Schule besonders eines gewissen **M. Peter Albertsen**, dem er, so zu sagen, das ganze Werk anvertrauete, und den er auch nachher zum Vicekanzler bey der neuen Akademie ernannte *). Diesem Manne hat gedachte hohe Schule vermuthlich auch die erste

*) Von diesem Manne und seiner Stiftung s. Vindingii acad. hafn. p. 55. und unsers großen Historici, Herrn Justizrath Langebecks, 1749 gehaltene Jubelrede, S. 94.

Anlegung einer öffentlichen Büchersammlung zu danken. Denn schon 1482 schenkte er eine nach den damaligen Zeiten ansehnliche Anzahl von vier und zwanzig Büchern ad vsum literariae facultatis artium almae Vniuersitatis generalis studii Hauniensis; wohingegen die Universität dafür sorgen sollte, daß seiner Seele zum Besten eine beständige Messe in der Kirche zu U. L. F. gehalten würde. An die weitere Vermehrung dieser Büchersammlung ist aber wohl in den nächsten Jahren darauf nicht sonderlich gedacht worden. Die schädlichen bürgerlichen Uneinigkeiten, und selbst die sonst so vortrefliche Religionsveränderung, brachte diese hohe Schule unter den folgenden drey Königen in eine solche Verwirrung, daß sie zur Zeit Königs Christian des Dritten fast ganz aufgehoben zu seyn schien. Aber dieser König, den unsere Universität als ihren zweyten Stifter billig verehret, suchte, nachdem er die innere Ruhe seines Landes glücklich hergestellet hatte, die verfallenen Sachen der hohen Schule wieder in Ordnung zu bringen. Durch die Fundation und Ordnung, die er 1539 heraus gab *), wurden den Lehrern gewisse Pensiones angewiesen, und zur Vermehrung der Bibliothek, die man damals in dem Kloster zum heil. Geiste aufbewahrte, jährlich funfzig rheinische Goldgulden, imglei- chen

*) Man findet diese Ordnung in den additamentis zu Cragii historia Christiani III. p. 89 sq. ganz abgedruckt.

Bibliothek, die aus 2042 Bänden bestand *). Sein Bruder, D. Thomas Fuiren, vermachte der Universitätsbibliothek alle diejenigen von seinen Büchern, die nicht schon da waren **). Eines Bruders Sohn dieser beyden Männer, Baron Theodor Fuiren, zu Fuirendal und Synderwang, gab nicht nur, vermöge einer im Jahr 1674 errichteten Fundation seine große Büchersammlung her, die 7787 Bände enthielt ***), sondern wiedmete auch die Zinsen von 500 Rthlrn. zu Erhaltung der Bücherschränke, Schlösser und dergleichen, und was von den Zinsen übrig blieb, sollte zu mathematischen und physischen Versuchen und Beobachtungen angewandt werden. Aus diesem Grunde genießt auch noch jetzt das anatomische Theater die sämmtlichen Zinsen.

Die Büchersammlung, die Johann Höpner, I. V. L. 1675 der Universität vermachte, und die aus 3265 Bänden bestand ****), sollte nach

*) Das Verzeichniß hat sein Bruder Thomas zu Kopenhagen 1660 in 4. drucken lassen.

**) Die Anzahl derselben belief sich zu 1670, von welchen der Catalogus 1675 zu Kopenhagen in 4. heraus kam.

***) 1675 ist das Verzeichniß dieser zahlreichen Sammlung zu Kopenhagen gedruckt worden.

****) Einige Nachrichten von dem Leben dieses verdienten Mannes findet man in der Vorrede zu dem Verzeichniß seiner Bibliothek, welches in einem

Vermächtniß machte auch 1603 der Professor in der Arzneykunst, D. Andreas Lymvicus *), mit seiner Bibliothek, die aus 1864 Bänden bestand. Aber König Christian den Vierten kann die Bibliothek mit allem Rechte zu ihren größten Wohlthätern zählen. Dieser große König, dem die Universität auch ohnedas so vieles zu danken hat, schenkte nicht allein 1605 eine schöne Sammlung von 1197 Bänden, worunter sich viele wichtige Handschriften finden **), sondern er verschaffte ihr auch den ansehnlichen Platz, den die neue Bibliothek noch jetzt einnimmt. Man hatte sich bisher mit einem sehr engen Raum in dem

*) Die neuesten Ausgaben der Struvischen Introduction nennen ihn unrichtig: Lymnicus. Sein Leben findet man in Vinding. acad. hafn. p. 137.

**) Von dieser königlichen Schenkung findet sich in vorgedachtem Donationsbuch folgendes aufgezeichnet: Anno 1605 ingentem copiam Codicum MSStorum membraneorum et impressorum, quae in Arce Havniensi inuenta est, regiae suae academiae Havniensi dedit gloriosae memoriae Christianus Quartus, Rex Dan. et Norv. etc. in perpetuum Dn. Professorum vsum. Literae donationis ipsius Regis manu inscriptae sunt tomo primo Bibliorum Antwerpiensium hac verborum formula. Den Schenkungsbrief selbst aber hat man vergessen einzutragen.

Allein jetzt werden wir einer Schenkung gedenken, die zwar wohl in Absicht auf die Menge der Bücher von einigen der vorhergehenden übertroffen wird, die aber für unsere Nation die wichtigste war, und deren Verlust warlich auch unersetzlich seyn wird. Wir meynen nämlich den Büchervorrath, den der durch seine viele historische und antiquarische Arbeiten berühmte Doktr. Peter Resen, Etatsrath, Präsident des kopenhagener Raths, und Professor der Rechte bey der hiesigen Universität gesammelt hatte, und nachher der Universitätsbibliothek vermachte. Man muß sich wirklich darüber wundern, mit welchem Eifer und mit wie vieler glücklichen Mühe Resen diese kostbare Sammlung in einer Zeit von 26 Jahren zusammen gebracht hat. Vor seiner Zeit waren hier in Dänemark keine öffentliche Versteigerungen üblich gewesen, ihm aber haben wir diese nützliche Einrichtung zu danken. Seines Bruders, D. Paul Resens, Bibliothek, war die erste, die 1661 durch eine öffentliche Auction zerstreuet wurde, welchem Beyspiel nachher häufig gefolget ward. Hiedurch erhielt nun Resen Gelegenheit, viele Bücher zu erstehen, die in sein Fach einschlugen. Allein durch das große Ansehen, welches er damals unter unsern Gelehrten mit allem Recht behaupten konnte, und durch seinen weitläuftigen Briefwechsel erwarb er sich auch sehr viele Seltenheiten. Manche seiner Freunde glaubten, daß sie dasjenige, was ihnen von seltenen dänischen Schriften in die Hände fiel, nicht besser

nach dem Willen des Testatoris eine besondere Bibliothek ausmachen, weswegen er zur nöthigen Einrichtung der Schranken, Besoldung eines Aufsehers, und Anschaffung neuer Bücher eine Summe von 1500 Rthlrn. schenkte *). Sie wurde in einem Nebengebäude der Marienkirche aufgestellet, und zweymal die Woche zum Gebrauche der Studirenden geöfnet. Die große Bibliothek war nun auch schon so sehr angewachsen, daß nach etlichen Jahren einige Colonien ausgesandt werden mußten, damit man zu den folgenden beyden Schenkungen Platz gewinnen möchte. Die Albertische, Lymvigische, Gelstruppische, und vielleicht auch die Wilhelmische Sammlung mußten daher nach nur erwähnter Kirche, wo sie nebst der Höpnerischen die Bibliotheeam minorem academicam ausmachten **).

Allein

eben demselben Jahre zu Kopenhagen in 4. gedruckt worden ist, und in Pontopp. marm. dan. T. I. p. 79. 80.

*) Die Bibliothek selbst ist in dem kopenhagener Brande verlohren gegangen, von dem Kapital sind aber noch 600 Rthlr. in Dän. Cron. übrig, von welchen die Zinsen zum Ankauf philologischer Bücher gebraucht werden.

**) S. Epistola de incendio fatali nuperrimo vrbis Hafniens. et insigni biblioth. tam propriae quam academicae iactura app. n. 5. acta phys. med. Acad. nat. curios.

Bände; aber ach! was in so vielen Jahren müh-sam zusammen gebracht war, das wurde alles an einem Tage ein klägliches Opfer der Glut. Die unglückliche kopenhagener Feuersbrunst, die den größten Theil der Stadt, und darunter fast alle Universitätsgebäude, einäscherte, vernichtete am 21 Oktober 1728 beyde akademische Bibliotheken.

Die Nothwendigkeit eines öffentlichen Büchersaales erfoderte, daß man bald an die Anlegung einer neuen Universitätsbibliothek denken mußte. König Friedrich der vierte, der aber den kopenhagener Brand nur zwey Jahr überlebte, schenkte der Universität eine große Anzahl Bücher, die als Doubletten in der königlichen Bibliothek vorhanden waren. Er ließ auch die Trinitatiskirche wieder aufbauen, aber die Einrichtung des Büchersaales kam doch erst unter seinem Sohn und Nachfolger, König Christian dem Sechsten, zu Stande. Dieser König brachte nunmehr die Universität völlig wieder in Ordnung. Seine Bibliothek, die er als Prinz gesammelt hatte, und die sehr ansehnlich war, schenkte er hieher, und zur Anschaffung neuer Bücher wurde nicht allein in der neuen Fundation vom 31 März 1732 der Gebrauch derjenigen Einkünfte verordnet, die bey der Vakanz einer Profeßion entstehen können, (doch ohne den jedesmaligen Erben ihr Antheil des Gnadenjahres zu nehmen) sondern es wurden auch nachher eben dazu aus der Studien-

schatzung *) jährlich 300 Rthlr. und aus den Einkünften des Dekanats jährlich 100 Rthlr. angewiesen. Von Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzeßinn Charlotte Amalia, bekam die Bibliothek ein besonderes Zeichen Ihrer Gnade, indem Sie derselben, eine Menge anderer Bücher nicht zu gedenken, eine große Sammlung geschriebener und gedruckter deutschen Gesangbücher, die nicht leicht ihres gleichen hat, schenkte.

So große Beyspiele mußten nothwendig der Bibliothek mehr Wohlthäter und Gönner erwecken. Die erste und zugleich die wichtigste von Privatschenkungen war die vortrefliche Sammlung des 1730 verstorbenen Arnä Magnäi, Prof. histor. et antiqu. danic. An gedruckten Büchern hinterließ Magnäus nur an die 500 Bände; denn alles, was er davon gesammlet hatte, gieng in der vorgedachten unglücklichen Feuersbrunst verloren. Aber um so viel ansehnlicher war dahingegen die Sammlung von mehr als 1500 Handschriften, und 5. bis 6000 dänischen, norwegischen und isländischen Originaldiplomen, nebst einer großen Menge Abschriften. Weil daher die Handschriften den größten Theil dieser unschätzbaren Sammlungen ausmachen, wollen wir künftig mehr von dieser Schenkung, sowohl als

von

*) Studienschatzung ist eine gewisse Auflage, welche die dänische und norwegische Kirchen an die Universität entrichten, und wovon auch zum Theil die Professores besoldet werden.

von den übrigen Stiftungen dieses verdienten Mannes reden. Jetzt wollen wir nur noch kürzlich die merkwürdigsten der übrigen Donationen berühren *).

Von dem ehemaligen Patron der Akademie, dem Geheimerath Jvar Rosenkranz, wurde die Bibliothek 1731 mit vielen mehrentheils großen und kostbaren Werken vermehret. Eben so bekam sie auch um diese Zeit von dem Herrn Statthalter, Grafen Christian Ranzau, einige alte sehr wichtige pergamentene Handschriften. Der Fond der Bibliothek hat 1735 einen großen Zuwachs durch die Trellundische Freygebigkeit bekommen. Der ehemalige Professor der Gottesgelahrtheit, und nachherige Bischof zu Wiburg, Johann Trellund, vermachte unter verschiedenen andern milden Stiftungen auch hieher ein Kapital von 6060 Rthlrn, wovon die Zinsen zum Ankauf theo-

*) Wir übergehen hier Schenkungen einzelner oder weniger Werke, welche die Bibliothek nach und nach von verschiedenen würdigen Patrioten und Gönnern bekommen hat, z. E. von dem sel. M. Martin Reenberg, Hrn. Etatsrath Möllmann, Hrn. Prof. und Dokt. Peter Holm, Hrn. Justizrath Langebeck, u. a. m.

theologischer und philologischer Bücher, oder auch solcher, die in die Kirchengeschichte einschlagen, sollten angewandt werden. Von dem berühmten Conferenzrath, Friedrich Rostgaard, wurde die Bibliothek 1737 nicht allein mit einer arabischen und persischen Buchdruckerey beschenkt, sondern er vermachte ihr auch 1745 einen ansehnlichen Theil seiner großen Büchersammlung *). 1752 wurde sie mit der ganzen ihr vermachten Sammlung des durch seine philologische Arbeiten genug bekannten M. Christian Falsters, Rektors in Ripen, vermehret. Von den bartholinischen Erben hatte die Universitätsbibliothek die so genannte collectanea bartholiniana für 500 Rthlr. erstanden, aber die Witwe des Etatsraths und Professores, Thomas Bartholin, vermachte ihr dies Geld wieder, woraus denn 1763 das Legatum Bartholinianum entstand.

(Die Fortsetzung soll nächstens folgen.)

*) Die geschenkte Anzahl betrug sich 1195 gedruckte Bücher, und 534 Handschriften.



III.

Unter den Kopenhagenschen akademischen Programmatibus des 1766 Jahres, kommt eins vor, das nicht nur eine Anzeige, sondern gar einen völligen Abdruck verdienet. Es ist zu der jährlichen Mittheilung des Baccalaureats im Namen Sr. Magnificenz des Herrn Rektors Cramer unter dem 1 Aug. 1766 geschrieben worden und hat den Herrn Etatsrath Kall zum Verfasser. Es werden darin die sieben ebräische Codices beschrieben, welche die nach Arabien gesandte gelehrte Gesellschaft angekauft und anhero gesandt hat, und welche nicht nur den Handschriften der königlichen Bibliothek beygefüget, sondern auch für den Herrn Kennicot in England sind conferiret worden. Wir glauben, da ein Programma wenigen Einheimischen, und vielleicht keinem Ausländer zu Gesicht kommt, daß die darin enthaltene Nachricht eine weitere Bekanntmachung verdiene und vielen Lesern zu dieser Zeit willkommen seyn werde. Wir wollen sie aber ganz, und zwar in der Sprache dieser Einladungsschrift mittheilen, und bloß dasjenige zurück lassen, was den Hauptzweck derselben, nämlich die angezeigte akademische Feyerlichkeit betrift. Sie lautet aber also:

Inter plurimas, quae splendebant in Diuo Rege FRIDERICO QVINTO, virtutes summa etiam propensio erat animi ad augenda quouis modo litterarum incrementa et nullum non scientiarum vtilium genus amplificandum. Domesticorum, quae huc tendebant, beneficiorum recens apud nos tum memoria est, tum quoque fructus profecto multiplex et haudquaquam infitiandus, quem grata posteritas lubens ac laeta omnino celebrabit. Ad exteros quin etiam se porrigebat munificentia vere magnanimi Principis, qui dum honoribus mactabat, nec raro simul lautis donariis excitabat vbique terrarum eruditissimos quosque viros, iustissime id meruit, vt communi omnium voce ad astra ferretur. Sed in reliquis (nam innumera fere sunt) virtutis illius, quam nunc laudamus maxime, documentis eminere nobis hoc videtur, quod ingente sumtu miserit in orientem idoneos viros quinque, vt eum, at potissimum Arabiam, longe lateque peruagati obseruarent ac scrutarentur diligentissime quidquid necdum satis cognitum in Europa nostra esset: quem in finem nullis non viris doctis copiam fecit declarandi, quidnam illud sit, de quo cupiant plenius edoceri. Praeterea iussit, vt in itinere hoc conquirerentur quotquot parari possent vel naturae vel artis opera memorabiliora; vt eorum, quae parari non possent, fidae icones aut apographa reportarentur accurata; denique vt ex oriente adferrentur quotquot obuii forent codi-

ces

ces melioris notae, ii praesertim, qui vel sacros Scripturae libros continerent, vel historiam siue ciuilem siue naturalem tractarent, vel arabici maxime sermonis apud nos studia promouere possent. Laudatissimi consilii et coepti ante complures iam annos itineris huius successum procul dubio (quae humanarum rerum calamitas est) interuertit ex parte mors quatuor sociorum, superstite nunc solo *Nieburio*, viro clarissimo, quem votis omnibus reducem exspectamus. Sed nouimus tamen, huc transmissa iteratis vicibus fuisse non pauca illius itineris insignia, quae confidimus esse iusto tempore ad notitiam publicam peruentura. Nunc istud vnum dicimus, in iis haberi codicum orientalium ingentem satis copiam, dignam quae orbi erudito innotescat, certe si ex praescripto Regis sapientissimi gesta res ea fuit. In illorum numero sunt hebraei biblici septem, membranacei omnes. Quorum fama quamprimum in Angliam ad celeberrimum virum *Benjaminem Kennicottum* peruenerat, qui septimo iam anno id agit conatu laudatissimo, vt, quotquot indagari possunt vbiuis terrarum codices hebraei, cum impresso textu *Hooghtiano* conferantur studiosissime, ac e singulis nullae non varietates in vocibus aut litteris (nam accentuum et punctorum vocalium rationem haberi noluit,) curate obseruentur, ad vsum nouae, quam post tot ac tanta praesidia molitur, editionis; id a Diuo Rege nostro beneficium sibi expetiit et facile impetrauit,

vt etiam illi ſeptem codices recenſerentur. Peractum iam eſt negotium hoc; et propediem tranſmittetur ad celeberrimum virum fere incredibilis variationum multitudo, quarum ſpecimina vt heic demus, nec earum infinita copia nec huius chartae anguſtia permittit. Arbitramur autem, non ingratum fore lectoribus, ſi tradamus illorum codicum generalem aliquam deſcriptionem, leui quamuis penicillo adumbratam: Specialiora quaeue ſuis locis ad rever. *Kennicotti* vſus notata ſunt in farragine ipſa variantium lectionum.

Igitur eorum *primus*, qui nunc numero 87. in bibliotheca Regia ſignatus eſt, ſolos continet prophetas priores, qui more iudaico adpellantur: ſcriptus in Folio, vt dicimus, ampliore; magnis, ſed rudioribus fere, litteris; atramento ſic ſatis bono, quod in vocalibus punctis et accentibus eſſe aliud videtur. Caret omni Maſora; quin et Keri rariſſimum ac fere nullum habet. Paginae in columnas diuiduntur duas, ſi nonnulla paſſim cantica excipias, totam occupantia tranſuerſam paginam, vt plurimum ſpatio aliquo inter ſententias aut. hemiſtichia ſingula relicto. In pagina vltima notatur, ſcriptum eum eſſe a *R. Hoſchajah filio R. Joſephi*, *anno mundi* 5106, i. e. 1346. aerae Chriſtianae.

Secun-

Secundus in duo diſtinguitur volumina (No. 88. 89.) in Folio, quod vocamus: Praeter complures hinc inde tabulas maſorethicas varii argumenti complectitur volumen prius Pentateuchum cum prophetis, quos iudaei priores vocare ſolent; poſterius prophetas reliquos omnes ac item hagiographa, quorum hic ordo eſt: libri chronicorum, pſalmi, Iobus, prouerbia, Ruth, canticum, eccleſiaſtes, threni, Eſther, Daniel, Eſras et Nehemias. Tum notatur, codicem hunc ſcriptum eſſe ab *Iſaaco Franko* בעיר שאן פילידיש סמלכות׳ קאשטיליא *in vrbe S. Felicis in regno Caſtiliae, ad vſus* ----- (heic ſex vel ſeptem lineae prorſus eraſae ſunt) anno בך יברך לפרט יצירה מהאלף quae verba prodere annum Chriſti 1472. videntur, etſi puto antiquiorem codicem eſſe. Porro ſubjungitur breuis liber hebraeus, accentibus (nec vbique tamen) et vocalibus punctis inſtructus, de iudaeorum cum Antiocho bellis; idem, ni fallor, quem *Wolfius* memorat *in bibliotheca hebraca n.* 336. Certe idem vtrimque initium eſt. Agmen claudunt novae aliquot tabulae maſorethicae, in quarum vltima pagina leguntur verba haec: *reuiſus per me Laurentium Franguellum* 1575, ac iterum alius reuiſor nomen ſuum ſubſcripſerat, quod iam euanuit fere, cum anni 1626. notatione. Vtinam non mutarint hi reuiſores quidquam in prima ſcriptione! Ceterum bicolumnares ſunt codicis huius paginae tantum non omnes. In libris metricis

κατὰ ςίχους ſcribitur, cum ſpatio aliquo inter ſingulas ſententias, quae vt plurimum cum linea ipſa finiuntur. Puncta vocalium et accentuum, maxime in volumine primo, fere videntur eodem quo litterae atramento ſcripta eſſe: non item Maſora, tum intercolumnaris, tum textualis, quae poſterior non tantum ſupremas et infimas occupat paginas, ſed praeterea, perpendiculariter a ſummo ad imum ſcripta vtramque marginem, ipſumque adeo interſtitium columnarum. Eſt autem, ſi duas exceperis paginas primas, Maſora omnis ſcripta ſine ductibus artificioſis. In textu hebraeo eſt frequentiſſimum Raphe, non tantum ſuper litteris בגדכפת ſed etiam ſuper ה quieſcente, nec non ſuper א quando id extra vocis finem quieſcit.

Tertium codicem, (No. 90.) aeque ac deinceps quintum et ſeptimum, diligentius verſauit, is ipſe, qui nomine publico hanc ſcribit proluſionem. Eſt ille in folii forma ſatis magna et larga, ſcriptus litteris maioribus ac luculentis, atramento bono et tenace, ſed in vocalibus punctis et accentibus nonnihil dilutiore, id quod initio non ita in oculos incurrit vt poſtea in codicis progreſſu. Foliis haud omnino 300 conſtat. Paginae in tres columnas diſpeſcuntur, quarum ſingulae habent lineas 35. Complectitur 1) Pentateuchum, ita quidem vt ſingulis commatibus chal-

chaldaica Onkeloſi paraphraſis interponatur, et ſuae ſingulis Paraſchis Haphtarae ſubiiciantur, ſed hebraice tantum, ac fere ſemper ex more Germanorum. 2) Quinque Megilloth hebraice, ordine hoc: canticum, Ruth, threnos, eccleſiaſten, Eſtheram. 3) Eadem chaldaice; nimirum Ruth, canticum, eccleſiaſten, threnos, Eſtheram. 4) Hebraice tantum Haphtaras peculiarium aliquot dierum, quos manus alia notauit. In Pentateucho, Geneſin ſi excipias, librorum initia praeſerunt ampla ornamenta, plerumque variis coloribus et figuris, etiam animalium, picta, quibus ſcriptio textus manifeſte accommodata fuit. Paraſcharum et Haphtararum voces primae ſeorſim ſcribuntur in linea propria, litteris maioribus, colore vt plurimum coeruleo, nonnunquam deaurato ac nouis etiam ornamentis aucto. Adeſt vbique ad textum hebraeum, ſed ſcripta minoribus litteris alioque, vt videtur, atramento, forſan et manu alia, tum intercolumnaris Maſora, tum etiam textualis, cui poſteriori ſupra quamque paginam duae, infra eam tres lineae ſunt datae. Tota vero ſcripta eſt charactere ſimplice, nullis vel ductibus artificioſis vel figuris ornata. Frequentiſſimum Raphe hic etiam codex habet ſuper litteris בגדכפת, rarius ſuper א et ה quieſcentibus. Porro Mappik non occupat ventrem litterae ה, ſed ei ſubſcribitur. Pro יהוה in extremis lineis vtplurimum ''' יהוה, alibi rarius (ſed in chaldaicis fere ſemper) ˙˙ ſcribi-

tur. Nullas codex lacunas habet. In pagina vltima, formam calicis praeferente, (ne quod superesset spatium vacuum,) et ea fere media, notatur, etsi forsan non a manu prima, שנת הכל ליצירה, quae verba indicare annum Christi 1290. videntur. Ibidem, in vltima linea, litteris maioribus perscriptum est חזק משה ספר מְעֻבְרְמְנְשְׁטַט, seu descriptoris nomen heic designetur, quod equidem puto, seu eius pro quo exaratus codex fuit; quem inde colligo Germanicum esse, quamvis postea in orientem venerit et inde nunc sit in Daniam remissus.

Quartus (No. 94.) incipit cum verbis המקום אשר אמר לו׳ Genes. XXII, 9. et (praeter nonnullas hinc inde tabulas masorethicas) continet reliquum deinde Pentateuchum, prophetas tum priores tum posteriores omnes, atque hagiographa; et haec quidem ordine illo, quem notauimus in secundi codicis descriptione: sed desinit cum verbis ומחללים את Nehem. XIII, 17. Vt plurimum in paginis singulis columnae tres sunt; rarius vna; in libris metricis duae, illo, quem in codice secundo diximus, modo. Aliud atramentum ac forsan manum aliam puncta vocalia et accentus prodere videntur, nec minus Masora, tum intercolumnaris, tum textualis, quae posterior, supra et infra singulas paginas scripta, lucrandi maioris spatii caussa, (nam definitus est linearum numé-

numerus,) varios ostendit gyros litterarum, sed sine animalium etc. figuris. Quod reliquum est, plurimis codex hic rasuris atque lituris abundat; frequentissimum habet Raphe; non satis distincte figuras litterarum vicinas, e. g. ב, כ, נ, item ד et ר pingit. Initiò ac in fine, forsan et in medio passim, mancus nullum vel scriptoris nomen indicat, vel annum aetatis. Sed qui eum ex oriente huc misit, in theca notauit scriptum esse A. M. 5011. (aerae Christianae 1251.) cui coniecturae occasionem videntur dedisse nonnulla verba, quae in vltima tabula masorethica ante librum Iosuae manifesto recentior manus scripsit. Formam codex habet quasi mediam inter eas, quae dicuntur in folio et in quarto.

Quintus (No. 192.) inchoat cum Genes. II, 7. et complectitur reliquum deinde Pentateuchum, (vbi tamen in fine deuteronomii lacuna est commatum trium,) prophetas priores ac posteriores omnes, et hagiographa, hoc quidem ordine: Ruth, psalmos, Iobum, prouerbia, ecclesiasten, canticum, threnos, Danielem, Esther, Esram, Nehemiam et libros chronicorum, vbi desinit cum verbis מיר סנחריבמלך 2 Chron. XXXII,

22. Eſt in quadripartita forma ordinariam menſuram non excedente. Habet folia non admodum plura trecentis. Paginae in tres diuiduntur columnas; ſed duae ſunt in canticis nonnullis κατὰ ςίχους ſcriptis: paginarum lineae 36. Scriptus eſt litteris minutioribus paullo, ſed nitidis omnino et luculentis: atramento dilutiore ad medium fere codicis vſque, poſtea nigro magis; et hoc eodem exaratus videtur in codice toto adparatus punctorum vocalium et accentuum omnis, quem proinde dixerim ab ipſo deſcriptore adjectum, aeque ac frequentiſſimum illud Raphe ſuper litteris בגדכפת, nec raro ſuper א et ח quieſcentibus, praeſertim extra vocum fines. Ceterum amabilem cum munditie ſimplicitatem prae ſe fert iſte codex. Caret enim omni Maſora, omni ornamento: et quamuis habeat Keri ſatis frequens, eſt id tamen ab alia manu; nam prima ſaepiſſime in textu ipſo id ſcripſerat, deinde mutatum in τὸ Ctibh, vt rurſus τὸ Keri in margine adponi poſſet. Rariora ſunt ſcriptarum irregulari modo litterarum exempla. Nouis libris nulli praefiguntur tituli; et incipiunt illi ordinariis litteris poſt ſpatium aliquot linearum. Subtexitur illis quidem ſolita de numero commatum etc. no-

ta, ſed atramento alio, aliaque (vt videtur) manu. Abſunt ſigna ס et פ, nec non ססס et פפפ, ſed pro his manus alia nouis Paraſchis in margine פרש praeſcripſit, et rurſus alia recentior Haphtararum initia ſignauit. Qui codicem ex oriente transmiſit, in theca eius notauit Karraiticum eſſe: at nullis, quod equidem ſciam, argumentis iudicium hoc ſuum ſtabiliuit. Nullam in eo Maſoram eſſe dixi: adparent tamen ductae ſtilo acuto ſupra columnas duae, infra eas tres lineae, vt in iis Maſora textualis adponeretur. Scriptoris aut aetatis nullum deprehenditur indicium: vereor autem, vt ſeculo XIV. aut XIII. antiquior codex ſit.

Sextus conſtat voluminibus tribus (No. 103. 104. 105.) in forma quarta majore. Primum comprehendit Pentateuchum; alterum prophetas priores aeque ac poſteriores, cum chronicorum libris; tertium, a verbis עליך יעזב חלבת Pſ. X, 14. incipiens, hagiographa, nimirum pſalmos, prouerbia, Iobum, Danielem, Eſram, Nehemiam, Ruth, canticum, threnos, eccleſiaſten ac Eſtheram. Paginarum columnae tres ſunt;

 ſed

ſed in canticis nonnullis paſſim et in libris metricis duae, ſpatio aliquo inter ſententias ſeu hemiſtichia relicto. Maſoram codex habet tum intercolumnarem, tum quoque textualem, hanc ſupra et infra columnas ſcriptam, ſaepiſſime (lucrandi ſpatii cauſſa) gyris vocum variis, at ſine animalium etc. figuris. Sed ea omnis aliud atramentum, aliam prodere manum videtur. Idem fere dixerim de vocalibus punctis, accentibus et Raphe, quod heic etiam, vt in codice ſecundo, frequentiſſimum adparet. Nullum occurrit indicium ſcriptoris aut aetatis; qua tamen fieri poteſt, vt illos ſuperet, quos adhuc deſignaui.

At omnibus denique palmam *ſeptimus* (No. 107.) praeriperet, ſi verum foret, quod in eius theca legitur, A. M. 4506. eſſe ſcriptum. Sane multis in locis annus hic notatur; ſed vbique tam manifeſta fraude, vt vel in coeci oculos, quod ſolet dici, ea vltro incurrat. Exemplis rem declarabo. Vox חמנחה Exod. XL, 29. habet circellum maſorethicum, cui in Maſora intercolumnari reſpondebat marginalis nota. Sed hanc infamis falſarius ita corrupit, vt ibi nunc abſurde ש'וסים' רתקן legatur. Eodem fere modo ad

vocem



